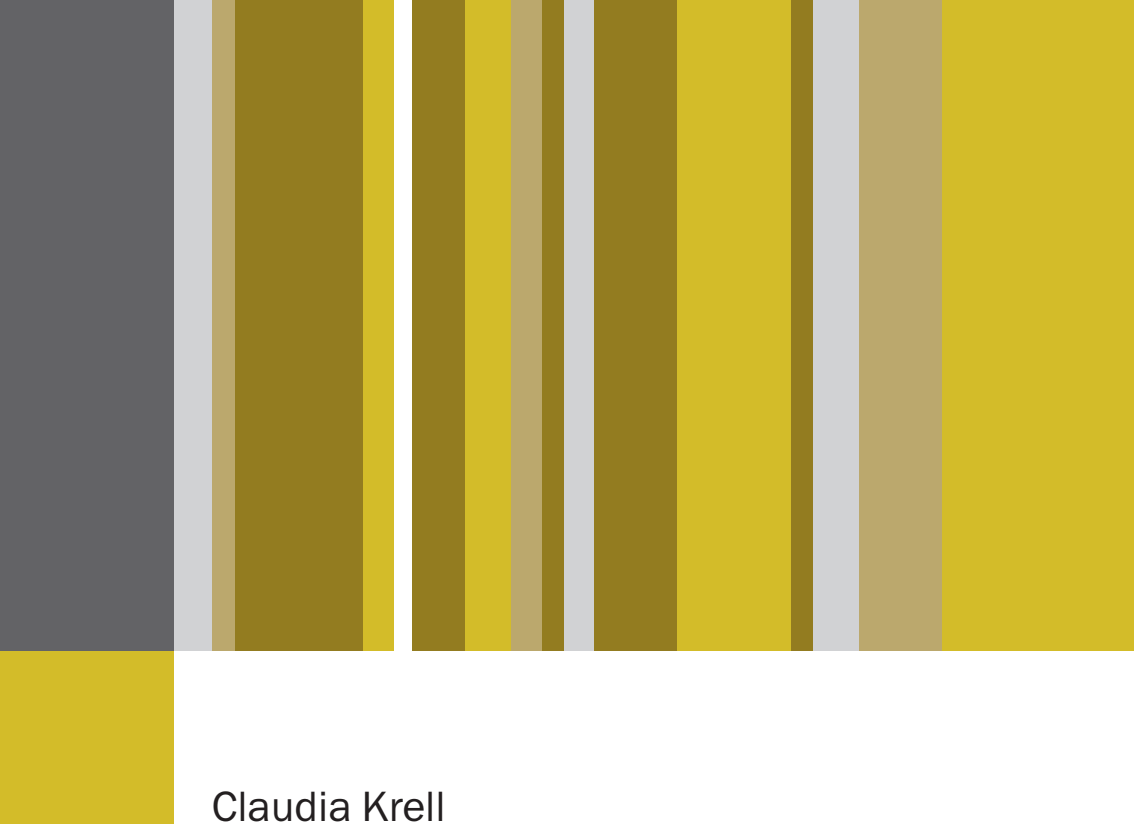




Claudia Krell

Alter und Altern bei Homosexuellen

BELTZ JUVENTA

Claudia Krell
Alter und Altern bei Homosexuellen

Claudia Krell

Alter und Altern bei Homosexuellen

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Claudia Krell, Jg. 1979, Dr. phil., ist Leiterin des Referats Gleichstellung an der Universität Passau.

Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Alter(n)s-, Sexualitäts- und Familiensoziologie, Soziologie abweichenden Verhaltens und sozialer Probleme, Geschlechterforschung sowie qualitative Methoden.

Dissertation der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Die Online-Materialien zum kostenlosen Download stehen unter www.beltz.de direkt beim Buch.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 Beltz Juventa · Weinheim und Basel
www.beltz.de · www.juventa.de

ISBN 978-3-7799-4309-9

Dank

Für die Begleitung und Unterstützung auf dem Weg zu dieser Arbeit danke ich herzlich

- meinen Betreuern, Prof. Dr. Siegfried Lamnek und Prof. Dr. Nina Baur, für hilfreiche Kommentare und Anregungen sowie das entgegengebrachte Vertrauen, das mir ein Arbeiten in großer Freiheit ermöglichte;
- der Maximilian-Bickhoff-Universitätsstiftung für die großzügige finanzielle Unterstützung durch ein Promotionsstipendium und einem Zuschuss zu den Druckkosten;
- Prof. Dr. Manuela Boatcă, Dr. Barbara Cramer, Sylvia Krenn, Heidi Ruhbaum, Katja Wolframm und besonders Dr. Susanne Vogl für fachlichen und/oder emotionalen Beistand;
- meinen Eltern und ganz besonders meiner Familie.

Ohne die Bereitschaft und Offenheit meiner Interviewpartnerinnen und Interviewpartner, ihre Ansichten und Erfahrungen mit mir zu teilen, wäre diese Dissertation nicht möglich gewesen. Dafür sei ihnen aufrichtig gedankt.

Inhalt

Kapitel 1

Die Verschränkung von Alter(n) und Homosexualität	9
--	---

Kapitel 2

Alter(n) und Homosexualität aus soziologischer Perspektive	15
2.1 Alter(n) und Homosexualität als wissenschaftliche Gegenstände	22
2.2 Makro-Ebene: Dimensionen sozialer Ungleichheit	31
2.3 Meso-Ebene: Soziale Bewegungen	35
2.4 Mikro-Ebene: Identität und Stigma	38
2.5 Strukturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Alter(n) und Homosexualität	65

Kapitel 3

Alter(n) bei Lesben und Schwulen als Forschungsgegenstand	66
--	----

Kapitel 4

Identitäten und Altersbilder von Lesben und Schwulen	87
---	----

Kapitel 5

Methodisches Vorgehen	96
5.1 Grundlagen qualitativer Sozialforschung	96
5.2 Das problemzentrierte Interview nach Witzel	99
5.3 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring	104
5.4 Die Auswahl der Interviewpartner	107
5.5 Die Beschreibung der Interviews und Interviewpartner	116
5.6 Mögliche Verzerrungen und Einschränkungen	120

Kapitel 6

Lesbische und schwule Identitäten	129
6.1 Selbstakzeptanz als lesbische Frau oder schwuler Mann	131
6.2 Identitätskonzepte	162
6.3 Strategien des Identitätsmanagements	202
6.4 Dimensionen lesbischer und schwuler Identitäten in der Gesamtbetrachtung	229

Kapitel 7	
Altersbilder von Lesben und Schwulen	232
7.1 Altersselbstbilder	234
7.2 Altersfremdbilder	292
7.3 Homosexualitätsbezogene Altersbilder	311
7.4 Altersbilddimensionen in der Gesamtbetrachtung	363
Kapitel 8	
Typen homosexuellen Alter(n)s	367
8.1 Aktiv-selbstbewusst-reflektierte Lesben	379
8.2 Schwule Pessimisten	382
8.3 Zaghafte trauernde Lesben und Schwule	384
8.4 Erfolgreich alternde „normale“ Schwule	387
8.5 Junge normalisierte Lesben	389
8.6 Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Typen homosexuellen Alter(n)s	392
Kapitel 9	
Zusammenfassung und Ausblick	400
Literatur	406

Kapitel 1

Die Verschränkung von Alter(n) und Homosexualität

Alternsprozesse und die Lebensphase Alter von Lesben und Schwulen werden wissenschaftlich vernachlässigt, zumindest im deutschsprachigen Raum. Auf diesen Mangel reagiert die vorliegende Arbeit an der Schnittstelle von Homosexualitäts- und Alter(n)ssoziologie im Unterschied zu bisherigen Studien in dreierlei Hinsicht:

1. Die Unsichtbarkeit nicht-heterosexueller Lebensformen in der Alter(n)ssoziologie spiegelt die allgemeine Absenz nicht-heterosexueller Erfahrungen in der Mainstream-Soziologie wider (vgl. Heaphy 2007, S. 196). Aus der Perspektive der Alter(n)ssoziologie ist die Betrachtung von alternden und alten *Lesben und Schwulen* aber deshalb von Interesse, weil Lesben und Schwule eine gesellschaftliche Teilgruppe darstellen, über deren spezifische Lebenssituationen im Alter und Auseinandersetzungsprozesse mit Alter(n) im deutschsprachigen Raum wenig bekannt ist. Das Gros der alter(n)ssoziologischen Literatur hat heterosexuelle Personen im Blick und damit Lebensverläufe, die für viele, aber eben nicht für alle Personen typisch sind, „ignoring the fact that the elderly population includes gay people“ (Cruikshank 1990, S. 77). Ausgehend von der Prägung der Lebensphase Alter und des Alternsprozesses durch den Lebensverlauf, kann eine Analyse von Alternsprozessen bei gesellschaftlichen Minderheiten Ergebnisse zu Tage fördern, die alter(n)ssoziologische Wissensbestände ergänzen und erweitern können.
2. Umgekehrt schließt die Betrachtung von *alternden und alten* Lesben und Schwulen eine Lücke in der Lesben- und Schwulenforschung, die in der überwiegenden Mehrheit jüngere Personen oder solche im mittleren Erwachsenenalter berücksichtigt. Die Beschäftigung mit älteren und alten Lesben und Schwulen komplettiert das Bild und lässt Wissensbestände über Lesben und Schwule teilweise in einem neuen Licht erscheinen, wenn die Dimension des Lebensalters umfassend in die Analyse einbezogen wird.

3. Ein weiterer Impuls ergibt sich aus der vergleichenden Gegenüberstellung von Lesben *und* Schwulen. Forschungsarbeiten der Lesbian-Bi-Gay-Transgender-Studies beschäftigen sich meist nur mit einem Geschlecht, wodurch Ergebnisse zu bestimmten Fragestellungen häufig nicht direkt vergleichbar sind. Homosexualität und nicht-heterosexuelle Verhandlungen von Alter(n) sind aber geschlechtsspezifisch geprägt (vgl. Heaphy 2007, S. 193). Unterschieden werden muss dabei zwischen *sex* als biologischem und anatomischem Geschlecht und *gender* als subjektiv erlebte Identität bzw. gelebte soziale Rolle, wobei *sex* und *gender* unabhängig voneinander sind (vgl. Degele 2008, S. 67).¹

Damit geht diese Arbeit von der Frage aus, wie sich Homosexualität² und Alter(n) wechselseitig beeinflussen. Im Fokus stehen hierbei homosexuelle

-
- 1 Um den Analyseaufwand komplexitätsreduzierend zu begrenzen, werden im Folgenden keine Transgender-Personen einbezogen, sondern nur Personen, deren biologisches Geschlecht bei Geburt mit der Geschlechtsidentität übereinstimmt. Homosexualität bei Transgender-Personen würde Fragen aufwerfen, die über das Ziel der Arbeit hinausführen. Gleichwohl stellen Alternsprozesse und die Lebensphase Alter bei Transgender-Personen einen höchst interessanten und in der Forschung vernachlässigten Bereich dar. Gleiches gilt für Alter(n) und Bisexualität.
- 2 Bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit „Homosexualität“ erweist sich schon die Wortwahl als problematisch, da mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten verschiedene (theoretische) Implikationen verbunden sind. So wird dem Begriff „Homosexualität“ – geprägt 1869 durch Karl-Maria Benkert (Pseudonym Kertbeny) (vgl. Herzer/Féray 1993, S. 42) – auch von Lesben und Schwulen selbst (vgl. Lipman 1984, S. 324) eine tendenzielle Nähe zum Medizinischen und damit Pathologischen vorgeworfen, der die sexuelle Ebene zu stark betont und überdies Lesben eher in die Unsichtbarkeit drängt (vgl. Genschel et al. 2005a, S. 10) bzw. geschlechtsspezifischen Sozialisationsprozessen und Diskriminierungen nicht gerecht wird (vgl. Wortmann 2005, S. 23). Im Gegensatz dazu vermitteln die Ausdrücke Lesbischsein bzw. Schwulsein einerseits mit ihren politischen Implikationen eine Nähe zu einer emanzipatorischen Identität, die nicht in jedem Einzelfall vorhanden ist. Andererseits wurden sie in der Nachkriegszeit als Beschimpfung und Beleidigung verwendet (vgl. Bochow 2005, S. 10). In der folgenden Arbeit wird mit der Verwendung des Begriffs Homosexualität deshalb ein pragmatischer Weg eingeschlagen, auch wenn dieser keine umfassend befriedigende Lösung darstellt. Homosexualität bezieht sich sowohl auf sexuelles Verhalten als auch auf geschlechtsgleiches Begehren mit Auswirkungen auf Identität. Umfasst werden soll damit sowohl Lesbischsein als auch Schwulsein, die synonym mit Homosexualität verwendet werden, unabhängig davon, ob sie der Selbstbezeichnung der Befragten entsprechen. Sexuelle Orientierung soll im Sinne von Fiedler (2004, S. 61) als Geschlechtspartnerorientierung verstanden werden, die sowohl das Selbstbild als auch soziale Beziehungen betrifft (vgl. Sdun 2009, S. 29), und ist von sexuellen Präferenzen zu unterscheiden, mit denen sexuelle Vorlieben wie zum Beispiel bestimmte sexuelle Praktiken bezeichnet werden. Der Einschluss

Identitäten im Lebenslauf auf der einen Seite und Altersbilder von Lesben und Schwulen auf der anderen Seite. Mit besonderem Augenmerk auf die Selbstakzeptanz als lesbisch bzw. schwul, Identitätskonzepte und Strategien des Identitätsmanagements werden Entwicklungen und Veränderungen lesbischer und schwuler Identitäten mit zunehmendem Lebensalter herausgearbeitet. Aus der Gegenüberstellung dieser Identitäten mit der Wahrnehmung von Alternsprozessen und der Lebensphase Alter durch Lesben und Schwule, die sich in Altersselbstbildern, Altersfremdbildern und homosexualitätsbezogenen Altersbildern niederschlägt, resultiert eine Typologie homosexuellen Alter(n)s. Deren Basis bilden 53 problemzentrierte und qualitativ-inhaltsanalytisch ausgewertete Interviews mit lesbischen Frauen und schwulen Männern zwischen 18 und 74 Jahren. Im Rückgriff auf den Vergleich verschiedener Lebensaltersgruppen wird versucht, Anhaltspunkte für den Einfluss von Alters-, Generationen- und Zeiteffekten zu identifizieren. Gesucht wird so nach Zusammenhängen zwischen Homosexualität und Alter(n). Empirisch weitgehend unberücksichtigt bleiben objektive Lebensbedingungen von älteren und alten Lesben und Schwulen.

Der wissenschaftlichen Vernachlässigung des Themas Alter(n) bei Lesben und Schwulen steht ein in den letzten Jahren gewachsenes *sozialpolitisches und subjektives Interesse der Betroffenen* entgegen. Konfrontiert mit einer wachsenden Anzahl von älteren und alten Menschen als Folge des demographischen Wandels, richtet sich in der Sozialpolitik (vgl. Senatsverwaltung 2003; Koordinierungsstelle 2004) und der Altenhilfe die Aufmerksamkeit zunehmend auf Minderheiten und ihre spezifischen Bedürfnisse. So wird versucht, pflegerische Versorgung mehr an der Biographie und der Lebenswelt Älterer auszurichten (vgl. Kress 2003, o. S.; Sdun 2009, S. 115). 2005 fand die Thematik alternder Lesben und Schwuler erstmals Eingang in die Altenberichterstattung der Bundesregierung (vgl. BMFSFJ 2005, S. 294ff.).

Vor allem in Großstädten, in denen Lesben und Schwule verstärkt sichtbar sind und aktiv für ihre Interessen Partei ergreifen, erfährt Alter(n) bei Lesben und Schwulen seit Anfang des neuen Jahrtausends erhöhte Aufmerksamkeit. Begründet ist dies darin, dass nun eine Generation von Lesben und Schwulen in die Lebensphase Alter eintritt und mit Fragen des Alternsprozesses konfrontiert ist, die durch ihr Engagement in der Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung maßgeblich zum Sichtbarwerden von Homosexualität seit den 1960er Jahren beigetragen und gegen Diskriminierung gekämpft hat (vgl. Wortmann 2005, S. 29; Brauckmann/Schmauch

von Sexualität ist insbesondere in Bezug auf das Lesbischsein umstritten, da Sexualität eng mit Herrschaftsverhältnissen verflochten ist (vgl. Plötz 2006, S. 250f.) und so die Gefahr einer Reifizierung besteht (vgl. Hacker 1993b, S. 387).

2007, S. 5). Gesellschaftliche und individuelle Alterungsprozesse führen also gemeinsam mit rechtlichen und sozialen Veränderungen im Hinblick auf Homosexualität dazu, dass die Zahl (offen lebender) Lesben und Schwuler im dritten und vierten Lebensalter zunimmt. Das Thema Alter(n) ist damit für eine wachsende Anzahl von offen lebenden Lesben und Schwulen von subjektiver Bedeutung, dem die geringe Anzahl von spezifischen Angeboten (vgl. Gerlach 2004, S. 41) nicht entspricht.

In diesen Auseinandersetzungen mit lesbischem und schwulem Alter(n) werden immer wieder Versuche einer Quantifizierung des „Problems“ unternommen. Obwohl eine gesicherte Angabe über die Anzahl älterer Lesben und Schwulen schon allein wegen der umstrittenen Definition von Homosexualität nicht möglich ist, kursieren – ausgehend von einem oft behaupteten Bevölkerungsanteil von fünf bis zehn Prozent Lesben und Schwuler³ – unterschiedliche Schätzungen. So spricht Wortmann (2005, S. 28f.) beispielsweise von ca. 560.000 Lesben bzw. ca. 403.000 Schwulen über 60 und 110.000 Lesben bzw. knapp 40.000 Schwulen über 80 Jahren in Deutschland, Gerlach und andere (2002, S. 10) gehen von 900.000 bis 1,8 Millionen Lesben und Schwulen über 60 Jahren aus.

Erste *lesbische bzw. schwule Initiativen*, die Alter(n) bei Lesben und Schwulen thematisieren, bestehen bereits seit Mitte der 1980er Jahre (vgl. Safia 2012, o. S.). Sie wenden sich unter anderem gegen öffentliche Darstellungen sowohl von Homosexualität als auch von Alter: Der „typische“, medial präsentierte Schwule (als Vertreter „der Homosexuellen“) ist jung, städtisch, der Mittel- bzw. Oberschicht angehörig, selbstbewusst, erfolgreich, häufig in einem kreativen Beruf tätig, gutaussehend und gutverdienend (vgl. Neuberg 2002, S. 78; Jones/Pugh 2005, S. 249; Reimann/Lasch 2006, S. 18; Blando 2001). Lesben waren lange Zeit gesellschaftlich wenig sichtbar oder traten als „Mannweiber“ in Erscheinung. Ihr Bild hat sich nach dem öffentlichen Coming-out von „weiblichen“ Frauen (wie zum Beispiel der Fernsehmoderatorin Anne Will) dem des Schwulen eher angeglichen. Dieses Bild lesbischen bzw. schwulen Lebens scheint jedoch mit

3 Schneider, Rosenkranz und Limmer (1998, S. 96 f.) geben für Deutschland einen Anteil von zwei Prozent der Frauen und vier Prozent der Männer an, die sich selbst als homo- oder bisexuell definieren. Fiedler (2004, S. 64) geht bei zwei bis drei Prozent der sexuell aktiven Männer und ein bis zwei Prozent der sexuell aktiven Frauen davon aus, dass sie ausschließlich mit gleichgeschlechtlichen Partnern bzw. Partnerinnen sexuell handeln. Im Vergleich zur Homosexualität sind die Angaben über Altersverteilungen valider. So betrug der Anteil von über 65-Jährigen an der Gesamtbevölkerung in Deutschland im Jahr 2009 21 Prozent und der Anteil der Hochbetagten fünf Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung 2011, S. 14).

Alter unvereinbar (vgl. Plötz 2006, S. 7; Plötz 2009, S. 111). Im Vergleich zu Lesben und Schwulen ist das Bild von Älteren und Alten differenzierter, abhängig vom Kontext, in dem das Thema auftritt. So wird auf der einen Seite negatives Alter meist weiblich, unansehnlich, multimorbid, hilfsbedürftig, asexuell, sozial isoliert und arm beschrieben (vgl. Hokema/Wille 2007, o.S.). Positives Alter hingegen geht einher mit Darstellungen von Attraktivität, guter finanzieller Ausstattung, Aktivität, Dynamik und Fitness (vgl. Kelle 2008, S. 23).

Trotz einiger Initiativen fehlt in Deutschland eine mit SAGE (Senior Action in a Gay Environment) vergleichbare Organisation, die sich in den USA ausschließlich um die Bedürfnisse älterer Lesben und Schwuler kümmert (vgl. Kochman 1997, S. 6; De Vries/Herdt 2012, S. 113ff.). Seit wenigen Jahren gibt es aber auch in Deutschland spezifische Wohnprojekte (vgl. Kress 2003, o. S.) und Angebote für ältere (und pflegebedürftige) Lesben und Schwule, generationsübergreifende Wohnformen (zum Beispiel Villa Anders in Köln seit 2009; Lebensort Vielfalt in Berlin seit 2012; vgl. Schmitz 2012) oder ehrenamtliche Besuchsdienste (zum Beispiel in Berlin und Köln; vgl. Reimann/Lasch 2006, S. 19; Gille 2003, S. 58ff.).

Sowohl der alter(n)ssoziologische als auch der homosexualitätsbezogene Kenntnisstand kann also durch diese Studie komplettiert und erweitert werden, indem „blinde Flecken“ in den Mittelpunkt rücken: Aus alter(n)ssoziologischer Sicht sind dies nicht-heterosexuelles Alter(n), aus Homosexualitätsperspektive Alternsprozesse und die Lebensphase Alter. Lesbisches und schwules Altern eröffnet in der Verschränkung von verschiedenen ungleichheitsrelevanten und Stigmatisierung begründenden Kategorien, wie Homosexualität, Lebensalter und Geschlecht, auf individueller Ebene Einblicke in persönliche Konsequenzen sozialen Wandels (vgl. Heaphy/Yip/Thompson 2004, S. 898). Erreicht werden kann ein besseres Verständnis von Alternsprozessen allgemein, also auch in Bezug auf die heterosexuelle Mehrheitsbevölkerung (vgl. Kimmel 1979, S. 239), wenn man Lesben und Schwule als „innovative Minderheiten“ (Tews 1993, S. 41) und „Impulsgeber für Innovation und sozialen Wandel“ (Hartung 2000, S. 105) fasst. Aus dieser Perspektive nehmen sie gesellschaftliche Entwicklungen und Individualisierungsprozesse vorweg, da Lesben und Schwule früher als Mehrheitsgruppen mit bestimmten sozialen Problemen konfrontiert sind und ihre vielfältigen Lebensverläufe weniger von altersbezogenen Normen strukturiert sind (vgl. Lee 1987, S. 49). Herausgefordert werden dadurch hegemoniale Altersparadigmen, die sich auf heterosexuelle Männer der Mittelschicht beziehen (vgl. Cruikshank 2003, S. ix), indem im Sinne einer intersektionalen Perspektive der Einfluss von sozialen Kategorien wie Geschlecht und sexuelle Orientierung auf Alterserfahrungen (vgl. Heaphy/Yip/Thompson 2004, S. 882) berücksichtigt wird.

Die sich anschließenden Analysen erfolgen in dem Bewusstsein, dass zahlreiche andere möglicherweise relevante Kategorien sozialer Ungleichheit wie zum Beispiel Klasse oder ethnische Zugehörigkeit unberücksichtigt bleiben. Da es sich aber sowohl bei älteren und alten als auch bei lesbischen und schwulen Menschen um sehr heterogene Bevölkerungsgruppen handelt (vgl. Kimmel 1995, S. 219f.), die sich entlang zahlreicher Dimensionen interindividuell unterscheiden, steigt der Komplexitätsgrad durch die gleichzeitige Betrachtung beider Kategorien schon erheblich (vgl. Lipman 1984, S. 323).

Zunächst werden in Folgenden die Kategorien Alter(n) und Homosexualität aus primär soziologischer Sicht in ihren strukturellen Ähnlichkeiten und Unterschieden miteinander verglichen, wobei vor allem auf den Stigmacharakter sowohl von Alter als auch von Homosexualität abgestellt wird (Kapitel 2). Im Anschluss daran werden empirische Forschungsergebnisse zur Zusammenschau von Alter(n) und Homosexualität zusammengefasst (Kapitel 3). Daraus leitet sich die Fragestellung der Untersuchung ab (Kapitel 4). Nach Anmerkungen zum qualitativ-methodischen Vorgehen (Kapitel 5) werden in einem ersten Schritt die Ergebnisse der strukturierenden Inhaltsanalyse für homosexuelle Identitäten dargestellt (Kapitel 6). Dann wird inhaltsanalytisch der Frage nachgegangen, welchen Einfluss Homosexualität auf das Erleben des Alternsprozesses und der Lebensphase Alter hat (Kapitel 7). Ausgehend von den dargestellten Ergebnissen werden in der Gegenüberstellung der Dimensionen homosexueller Identitäten und der Altersbilddimensionen Typen homosexuellen Alter(n)s herausgearbeitet (Kapitel 8).

Um die Arbeit lesefreundlich zu halten, wird meist auf geschlechtsspezifische Differenzierungen zugunsten generischer Maskulina verzichtet. Für diese unbefriedigende Lösung bitte ich um Verständnis.

Kapitel 2

Alter(n) und Homosexualität aus soziologischer Perspektive

In der Gegenüberstellung und Verschränkung von Alter(n) und Homosexualität werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Kategorien virulent (vgl. dazu auch Kimmel et al. 2006, S. 10ff.). Hervorgehoben wird damit die gesellschaftliche Modellierung von Alter und Homosexualität, die sich sowohl in äußeren Erscheinungsformen als auch im inneren Erleben auswirkt (vgl. Lautmann 2002, S. 173 für Sexualität; Göckenjan 2000, S. 16f. für Alter). Im Sinne des interaktionistischen Konstruktivismus werden Alter(n) und Homosexualität wie Geschlecht in der vorliegenden Studie nicht als individuelle Merkmale angesehen, sondern als interaktive, situationsspezifische und prozesshafte Konstruktionspraxen, die gesellschaftliche Strukturen und Institutionen schaffen (vgl. Degele 2008, S. 78f.; Berger/Luckmann 1966/2003) und historisch wandlungsfähig sind (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 25).

Der gesellschaftlich-strukturelle und kulturelle Wandel vor dem Hintergrund von Individualisierung und Pluralisierung verändert die Lebenssituationen älterer Menschen auf der einen Seite und die von Lesben und Schwulen auf der anderen. Die Lebensphase Alter differenziert sich wie die Erscheinungsformen von Homosexualitäten deshalb immer weiter aus. Sowohl innerhalb einzelner Altersgruppen als auch zwischen Lesben und Schwulen unterscheiden sich deshalb die Lebenslagen, Lebensstile und Lebensverläufe der Individuen zum Teil erheblich (vgl. Backes/Clemens/Künemund 2004, S. 7; Kimmel 1993, S. 521), weshalb beide *heterogene Kategorien* intern eine hohe Diversität aufweisen. Differenzierung und Entstandardisierung schaffen zum einen wachsende Handlungsspielräume, unter Umständen werden traditionale Normen zum anderen von neuen Regelungen und Institutionen abgelöst (vgl. Mayer 1990, S. 13; Kelle 2008, S. 18f.). So haben sich Verlaufsmuster von „Normalbiographien“ unter postindustriellen Bedingungen mit der Eingliederung von „Patchwork-Elementen“ nicht aufgelöst, sondern entfalten weiterhin soziale Imperative, denen soziale Minderheiten wie Lesben und Schwule häufig nicht entsprechen (können) (vgl. Bochow 2005, S. 58f.).

In der Regel werden in Bezug auf *Homosexualität* die Dimensionen gleichgeschlechtliches Begehren, Selbstidentifikation als lesbisch, schwul oder homosexuell und gleichgeschlechtliche Sexualkontakte unterschieden (vgl. Mascher 2005, S. 161 f.; Hutter 2000, S. 141). Alle drei Aspekte können zusammenfallen, aber auch singulär auftreten (vgl. Edwards 2005, S. 52). Homosexualität und Heterosexualität sind keine sich ausschließenden Alternativen und können sich sowohl biographisch verändern als auch unterschiedliche sexuelle Verhaltens- und Erlebensweisen in einem Kontinuum beinhalten (vgl. Stein-Hilbers 2000, S. 121; Poluda 2001, S. 95).⁴ In der vorliegenden Arbeit werden relativ enge Kriterien angelegt und eine Person als homosexuell bzw. lesbisch oder schwul bezeichnet, wenn sich ihr Begehren auf eine Person des gleichen Geschlechts richtet, sie sich selbst als homosexuell, lesbisch oder schwul identifiziert und sie gleichgeschlechtliche Sexualkontakte praktiziert bzw. praktizieren möchte.

Die Definition von *Alter* ist ähnlich problematisch wie die von Homosexualität angesichts der „Schwierigkeit, objektivistische Verkürzungen (Alter beginnt zu einem verbindlich definierten Zeitpunkt) ebenso zu vermeiden wie subjektivistische Beliebigkeit („man ist so alt, wie man sich fühlt“). Altern ist offenkundig beides: ein Prozess, der einerseits entlang sozial vereinbarter Kriterien attribuiert wird, wie er andererseits am eigenen Leib und im eigenen Leben nur erfahrbar wird, wenn wir uns zu diesen Attributionen reflexiv in Beziehung setzen“ (Graefe 2010, S. 35). Grundsätzlich muss Alter von Altern unterschieden werden. Bei Alter handelt es sich um eine Strukturkategorie, die sich soziohistorisch als Phase nach dem Erwerbsleben in der Moderne durch eine „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Kohli 1985) infolge der Chronologisierung und Dreiteilung des gesellschaftlich organisierten individuellen Lebenslaufs in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhestandsphase (vgl. Kohli 1985)⁵ herausgebildet hat (vgl. Clemens 1998, S. 83). Ihre Ausdehnung ist durch Entberuflichung und Verjüngung des Alters gekennzeichnet (vgl. Tews 1993; van Dyk/Lessenich 2009, S. 11). Mit Altern wird ein relationaler Prozess beschrieben, der den gesamten Lebensverlauf umfasst (vgl. Prah/ Schroeter 1996, S. 14).

4 Dieses Kontinuum wurde von Alfred C. Kinsey und anderen (1953/1963) anhand einer 7-Punkte-Skala definiert. Auch die binäre Sicht auf Geschlecht muss aus wissenschaftlicher Perspektive differenziert werden, da Geschlecht als Kontinuum betrachtet werden kann (vgl. Degele 2008, S. 62 f.).

5 In der Konzeption Kohlis (1985) handelt es sich beim Lebenslauf um eine Vergesellschaftungsform, während die englischsprachige Lifecourse Analysis einer Mikroperspektive verhaftet bleibt und den individuellen Lebenslauf ins Zentrum rückt (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 18).

Der *Lebensverlaufsansatz* (vgl. Mayer 1990) trägt der Öffnung der Lebensphase Alter auf den Lebensverlauf hin durch die lebenszeitliche Prägung der Lebenslage im Alter Rechnung. Lebensverläufe werden dabei verstanden als das Ergebnis einer Vielzahl von unterschiedlichen Einflüssen (vgl. Mayer 1990, S. 9). Individuelle Entwicklungsprozesse stehen in dieser Perspektive im Zusammenhang mit soziohistorischem Wandel einerseits und immanenten Entwicklungsprozessen im Lebensverlauf andererseits (vgl. Backes/Clemens 2003, S. 79), was zur Erklärung der Komplexität von Altern und der Pluralität von Alterserfahrungen beiträgt (vgl. Heaphy/Yip/Thompson 2004, S. 882). Der Lebensverlaufsansatz nimmt im Kern an, dass die Phasen und Abschnitte des Lebensverlaufs nicht voneinander getrennt betrachtet werden können, sondern die vorangegangene Lebensgeschichte die weiteren Verhaltensweisen und Handlungspotenziale bestimmt. Im Lebenslauf als „endogenem Kausalzusammenhang“ sind spätere Lebensbedingungen, Zielsetzungen und Erwartungen zu verstehen und zu erklären aus Bedingungen, Entscheidungen, Ressourcen und Erfahrungen der vorausgegangenen Lebensgeschichte. Zudem beeinflussen sich Verläufe in einzelnen Lebensbereichen wechselseitig (vgl. Mayer 1990, S. 11).

Für die Struktur und den Wandel gesellschaftlichen Lebens sowie die soziale Praxis ist Alter ein konstitutives Phänomen. Es positioniert über Altersnormen, Altersgruppen und Altersübergänge den Einzelnen in der Sozialstruktur, prägt als markosozialer Prozess soziale Mentalitäten, Generationenverhältnisse und Machtbeziehungen, ist Bezugspunkt kollektiver wie persönlicher Ängste, Sorgen, Hoffnungen und Erwartungen und ist eine Phase im Lebenslauf, die sich verlängert, je individuell zu gestalten ist und bislang institutionell eher schwach überformt ist (vgl. van Dyk/Lessenich 2010, S. 8). Mikro- und Makroebene, individuelles Altern und demographische Alterung, sind also in vielfältiger Weise aufeinander bezogen, da sie die gesellschaftlichen Regeln „guten und richtigen Alterns“ definieren (vgl. Saake 2006, S. 70; Clemens 1993, S. 67; Graefe 2010, S. 35). Durch die gesellschaftliche Entwicklung ist das Individuum biographisch und soziohistorisch verortet und geprägt, weshalb Altern in seiner individuellen lebenslangen Ausprägung gesellschaftlich bestimmt ist (vgl. Backes 1997, S. 92f.).

Für die Bestimmung des Alters können verschiedene Dimensionen herangezogen werden, wobei jedoch eine klare Abgrenzung der Lebensphase Alter schwer fällt. Insbesondere haben der Eintritt in den beruflichen Ruhestand, die Übernahme bestimmter Rollenverpflichtungen und Veränderungen im Selbstkonzept wegen heterogener Verläufe an bestimmender Kraft verloren (vgl. Backes/Clemens 2003, S. 23f.). So ist Altern ein kontinuierlicher, historisch geprägter „körperlicher und psychischer Prozess, der von Geburt an kulturell überformt wird und daraus seine soziale Bedeutung gewinnt“ (Amrhein/Backes 2008, S. 383; vgl. Weeks 1981, S. 178). Während

Alter(n) biologisch im Sinne eines Defizitmodells betrachtet werden kann, handelt es sich in sozialwissenschaftlicher Perspektive um ein sich ausweitendes, richtungsoffenes, multidirektionales, multidimensionales und beeinflussbares Phänomen, welches die intra- und interindividuelle Vielfaltigkeit des Lebens im Alter bedingt (vgl. Gille 2003, S. 16f.; BMFSFJ 2010, S. 22).

Ältere und alte Menschen sind also keine homogene Gruppe, da die Altersgruppe der Älteren zum einen mehrere Generationen umfasst und zum anderen sich diese Lebensphase im individuellen Lebenslauf über mehrere Jahrzehnte erstrecken kann. Die analytische Zweiteilung in drittes und viertes Alter, die sich zum Teil am chronologischen Alter orientiert, in die aber auch funktionale Aspekte einfließen, trägt dieser Heterogenität Rechnung. Beschreibt das dritte Alter bis 74 bzw. 79 Jahren junges, aktives, selbstbestimmtes, selbstständiges und gesundes Alter, charakterisieren Krankheit, Pflegebedürftigkeit, Passivität, gesellschaftlicher Rückzug, Verlust von Selbstkompetenzen und Abhängigkeit das vierte Alter ab 75 bzw. 80 Jahren. Forschungsdefizite bestehen in Bezug auf die Übergänge in drittes und viertes Alter (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 26; Schimany 2003, S. 270; Backes/Clemens 2003, S. 24). Mit zunehmendem Alter nimmt die biologische, psychologische und soziale Variabilität stetig zu (vgl. Reid 1995, S. 216), da biologisches, psychisches und soziales Altern inter- und intraindividuell unterschiedlich schnell verlaufen (vgl. Backes/Clemens 2003, S. 15ff.), was mit dem Konzept des differentiellen Alters beschrieben wird (vgl. Bode 2001a, S. 169). Angesichts des aktuellen Altersdiskurses identifizieren van Dyk und Lessenich (2010, S. 9) ein Paradoxon: Unter den Voraussetzungen anhaltenden dreifachen Alterns (vgl. Tews 1993; Schimany 2003, S. 263ff.), das heißt, „daß mehr alte Menschen im Verhältnis zu weniger werdenden Jüngeren noch immer etwas älter werden“ (Tews 1993, S. 17), werden die „Alten“ immer jünger und das „Nicht-Altern wird vor diesem Hintergrund zu einer Frage der persönlichen Wahl und das Altern zum persönlichen Versagen deklariert“ (van Dyk/Lessenich 2010, S. 10).

Gemeinsamkeiten zwischen den Kategorien Homosexualität und Alter bestehen des Weiteren darin, dass beide *identitätsrelevant* sind. Für die Selbstdefinition der Individuen ist es bedeutsam, welcher Altersstufe sie sich zurechnen und zugerechnet werden oder wie sie sich hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung positionieren und positioniert werden (und welcher nicht). Auch in Interaktionen, auf organisationaler und makrosozialer Ebene spielt – in unterschiedlichem Ausmaß – die Kategorisierung als heterosexuell/lesbisch/schwul/bisexuell/etc. bzw. jugendlich/erwachsen/älter/alt eine Rolle und weist den entsprechend kategorisierten Individuen soziale Positionen und damit verbundene Rechte und Pflichten zu. Mit entsprechenden Zuordnungen sind verschiedene Normen relevant, die unter-

schiedliche soziale Rollen bedingen. Bei Homosexualität und Alter handelt es sich mithin um Kategorien, die *soziale Ungleichheit* bedingen. Beschrieben werden hierarchische Beziehungen zwischen Homo- und Heterosexuellen, Alten und Jungen, die in sozialen Institutionen und Praktiken eingebettet sind sowie geschlechtsspezifische Besonderheiten aufweisen. Im Gegensatz zu Homosexualität wird Älterwerden (in Abgrenzung zu Altsein) allerdings gesellschaftlich überwiegend als erstrebenswert angesehen und dementsprechend von Ritualen wie Geburtstagsfeiern begleitet (vgl. Kimmel et al. 2006, S. 11).

Die Kategorien Alter und Homosexualität verweisen zudem auf den *Körper* und stellen sich als körpervermittelt dar. Handelt es sich bei Alter(n) um eine soziale Überformung biologischer Alternsprozesse, wird bei Homosexualität gleichgeschlechtliches sexuelles Begehren und Verhalten sozial überformt. Die Kategorien Geschlecht⁶ und Homosexualität sind über das als natürlich erscheinende, binäre Geschlechtersystem, in welchem lediglich und genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen (vgl. Degele 2008, S. 21), eng miteinander verwoben, was mit dem Begriff Heteronormativität als Ergebnis gesellschaftlicher Normalisierungsprozesse und Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata beschrieben wird (vgl. Degele 2008, S. 88f.). Homosexualität ist die Abweichung von der dadurch als Norm gesetzten Heterosexualität (vgl. zu Norm und Abweichung Lamnek 2007, S. 19ff.).

Sowohl für Alter(n) als auch für Homosexualität zeigen sich *geschlechtsspezifisch unterschiedliche Ausprägungen*. Geschlechtsspezifische Alternsprozesse müssen verstanden werden als Folge sowohl von sozialem Wandel als auch altersgebundenen Lebenslaufereignissen (vgl. Heaphy 2007, S. 195). Allerdings spiegeln Thesen zur „Alters-Androgynie“ (Fookan 1990, S. 211; vgl. Amrhein/Backes 2008, S. 385f.; Schroeter 2012, S. 192f.) die gerontologi-

6 Im Folgenden kann die Kategorie Geschlecht aus Gründen der empirischen Bewältigbarkeit nur am Rande berücksichtigt werden, weshalb Ansätze der Geschlechterforschung in dem Maße erörtert werden, wie sie für die Analyse von Alter(n) und Homosexualität eine zentrale Rolle spielen. Nach der idealtypischen Unterscheidung von Strömungen feministischer Theoriebildung durch Degele (2008, S. 14f.) wird in der folgenden Arbeit der Ansatz einer strukturorientierten Gesellschaftskritik verfolgt, in dem Geschlecht als sozialstrukturelles Phänomen betrachtet wird, wobei aber auch Fragen des interaktionistischen Konstruktivismus von Bedeutung sind. Anknüpfungspunkte zwischen Alterssoziologie und Geschlechterforschung würden sich in einer Übertragung der geschlechtersoziologischen Debatten um Gleichheit auf der Basis hegemonialer Normen und Differenz, ausgehend von einer naturalisierten Andersartigkeit und deren Spannungsverhältnis, ergeben (vgl. van Dyk/Lesenich 2010, S. 11)

sche Zuweisung des Primärstatus an Alter wider. Bei Fragen zur Geschlechtsspezifik von Alternsprozessen wird in der Regel von Heterosexualität ausgegangen, auf heterosexuelle Personen begrenzt und – im schlimmsten Fall – Heterosexualität unhinterfragt unterstellt. Darin spiegelt sich wider, dass Gegenwartsgesellschaften nach Geschlecht strukturiert und polarisiert und in ihren symbolischen und tatsächlichen Repräsentationen geschlechtlichen Begehrens auf Heterosexualität konzentriert sind (vgl. Stein-Hilbers 2000, S. 123).

Die Vergeschlechtlichung von Sexualität produziert erhebliche kulturelle und politisch-soziale Unterschiede zwischen Lesben und Schwulen (vgl. Jagose 2005, S. 62; Jacobs/Rasmussen/Hohman 1999, S. 12), die ihre Ursachen unter anderem in der differentiellen geschlechtsspezifischen Sozialisation und unterschiedlichen sozioökonomischen Verhältnissen, bedingt durch soziale Ungleichheit, haben (vgl. Hokema/Wille 2007, o. S.; Wortmann 2005, S. 24). Hinzu kommen historisch bedingte unterschiedliche Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen (vgl. Kimmel/Sang 1995, S. 191; Lautmann 1993b, S. 391). Die unterschiedliche gesellschaftliche Wahrnehmung von weiblicher und männlicher Sexualität zieht unter anderem eine größere Unsichtbarkeit und tendenzielle Desexualisierung weiblicher Homosexualität sowie eine tendenzielle Sexualisierung, Pathologisierung (auch im Zusammenhang mit AIDS) und Kriminalisierung männlicher Homosexualität nach sich. Darüber hinaus nehmen Sexualität und Partnerschaft bei Lesben und bei Schwulen einen unterschiedlichen Stellenwert ein. Aufgrund von biologischen Voraussetzungen ist für Lesben zum Beispiel Elternschaft leichter zu realisieren und rechtlich abzusichern als bei Schwulen. Dem Geschlecht wird deshalb gegenüber der Homosexualität häufig der Primärstatus zugewiesen (vgl. Rich 1980/1989; Degele 2008, S. 49; Jagose 2005, S. 68 f.), was zur Annahme führt, dass weibliche und männliche Homosexualität mehr trennt als sie verbindet (vgl. Pagenstecher 1992, S. 100 ff.) und die Unterschiede die Ähnlichkeiten überwiegen (vgl. Wahler/Gabbay 1997, S. 2). Ein Vergleich von Lesben und Schwulen gilt so als schwierig, wenn nicht unmöglich (vgl. Kehoe 1988, S. 63).

Im Bewusstsein über die in der Geschlechterdifferenz begründeten Unterschiede zwischen Lesben und Schwulen wird in der vorliegenden Arbeit auf Strukturähnlichkeiten weiblicher und männlicher Homosexualität rekurriert (vgl. Lautmann 1993b, S. 395), die in der gleichgeschlechtlichen Partnerwahl, der „Liebe zum eigenen Geschlecht“ (Pagenstecher 1992, S. 100) und damit zusammenhängenden ähnlichen biographischen Erfahrungen, wie dem Coming-out als Statuspassage, und gesellschaftlicher Dis-

kriminierung bestehen. Darüber hinaus werden Lesben und Schwule seit 1994 rechtlich gleich behandelt, sind mit den gleichen gesetzlichen Regelungen (wie dem Lebenspartnerschaftsgesetz⁷ oder dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz) sowie gesellschaftlichen Institutionen konfrontiert, die sie zum Teil ausschließen oder im Vergleich zu Heterosexuellen ungleich behandeln.

Alter und Homosexualität sind also auf mikro-, meso- und makrosoziologischer Ebene relevant. Makrosoziologische Strukturen, zum Beispiel fixiert in gesetzlichen Regelungen, wirken über die Mesoebene der Institutionen auf die Handlungsspielräume und -orientierungen des Einzelnen. Gleichzeitig konstituieren mikrosoziologische Phänomene auf der Aggregatebene Strukturbedingungen. Mit diesen Wechselwirkungen zwischen sozialen Strukturen und Identitätskonstruktionen wird der Zusammenhang von Makro- und Mikroebene bzw. die Dualität von Struktur und Handlung oder der Widerstreit der beiden Logiken von Netzwerkgesellschaft und Ich nach Castells beschrieben (vgl. Winker/Degele 2009, S. 78f.). Eine Verknüpfung von Struktur- und Identitätsebene versuchen beispielsweise Pierre Bourdieu (1972/1979a) mit seiner Habitus-theorie und Anthony Giddens (1995) in seiner Theorie der Strukturierung. Bei Bourdieus (1972/1979a) Konzept des Habitus fußen vermeintlich individuelle Denk- und Handlungsweisen in gesellschaftlichen Milieus, Lagen und Strukturen. Bei Giddens (1995) sind Structure und Agency rekursiv ineinander verwoben und bedingen sich in der Überwindung des Dualismus von Handlung und Struktur wechselseitig (vgl. Winker/Degele 2009, S. 23). Gesellschaftliche Strukturen werden in diesen Ansätzen durch Interaktionen, Interpretationen dieses Handelns und Identitätskonstruktionen re-/produziert, ermöglichen und schränken Handeln sowie die Konstruktion und Inszenierung von Identitäten gleichzeitig ein und strukturieren sie (vgl. Winker/Degele 2009, S. 70ff.). Neben Identitätskonstruktionen und sozialen Strukturen wird in anderen Ansätzen auch die Ebene der Repräsentationen unterschieden (vgl. Winker/Degele 2009, S. 79).

Im Folgenden werden die sozialen Kategorien Alter(n) und Homosexualität auf der makro-, meso- und mikrosoziologischen Ebene verglichen,

7 Zum Lebenspartnerschaftsgesetz vgl. ausführlich Bruns/Kemper/Augstein (2006). Da in den einzelnen Bundesländern unterschiedliche Stellen für die Beurkundung von eingetragenen Lebenspartnerschaften zuständig sind, kann die Anzahl eingetragener Lebenspartnerschaften in Deutschland nur geschätzt werden. Für das Jahr 2010 gibt das Statistische Bundesamt auf der Grundlage von freiwilligen Angaben im Rahmen des Mikrozensus 63.000 gleichgeschlechtliche Paare mit gemeinsamem Haushalt an, von denen 23.000 Paare in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben (vgl. Statistisches Bundesamt 2011, o. S.).

wobei der Fokus auf mikrosoziologischen Fragen der Identität liegt. Vorgesaltet ist dieser Betrachtung eine Gegenüberstellung von Alter(n) und Homosexualität als wissenschaftliche Gegenstände.

2.1 Alter(n) und Homosexualität als wissenschaftliche Gegenstände

Sowohl Alter(n) als auch Homosexualität blicken auf eine lange *Tradition der ideengeschichtlichen Auseinandersetzung* zurück. Wie Homosexualität gilt aber auch der „Kollektivsingular Alter als ‚typisch neuzeitliche Erfindung‘“ (Saake 2006, S. 70). In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Themenbereichen spiegelt sich eine gesellschaftliche Problematisierung wider: Alle bekannten Kulturen weisen mehr oder weniger komplexe Regeln auf, um sowohl Sexualität als auch Alter(n) sozial zu bewältigen (vgl. Kelle 2008, S. 11 für Altern; Bozon 2002, S. 14 für Sexualität). Historisch wurden Alter(n) und Homosexualität in vielfältigen Epochen und Kulturkreisen gesellschaftlich thematisiert⁸ und sind damit als „soziale Probleme“ älter als die Soziologie selbst. Eine engere sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Alter(n) und Homosexualität findet dabei erst seit wenigen Jahrzehnten statt.

In der *inter- und transdisziplinären Ausrichtung* besteht eine Gemeinsamkeit zwischen Alter(n)s- und Homosexualitätsforschung, allerdings unterscheidet sich die Zusammensetzung der kooperierenden Disziplinen erheblich. Individuelle Aspekte des Alternsprozesses sind Gegenstand der vor allem psychologisch und pädagogisch geprägten Gerontologie. Demographie, Sozialpolitik und Volkswirtschaftslehre interessieren sich für strukturelle Alternsprozesse der Bevölkerung. In der Homosexualitätsforschung wirkt hingegen der *cultural turn* in den Sozialwissenschaften, indem eher Disziplinen wie Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften sowie Philosophie und Geschichte (vgl. Zillich 1993, S. 353) beteiligt sind. Die Wirtschaftswissenschaften interessieren sich in den letzten Jahren unter der Überschrift des Diversity Managements als Organisations- und Personalentwicklungskonzept zunehmend für die personale Vielfalt in unterscheid-

8 Einen kurzen Überblick über die Auffassungen zu gleichgeschlechtlicher Sexualität in verschiedenen Epochen und Religionen gibt Fiedler (2004, S. 18 ff.; vgl. ausführlich dazu Bleibtreu-Ehrenberg 1978). Zur Haltung der Weltreligionen und für einen rechtshistorischen Überblick vgl. auch Beckers (2008, S. 38 ff.); zu Alter vgl. Göckensjan (2000).

lichen Dimensionen (vgl. Schenk 2008, S. 158f.), wobei unter anderem die Kategorien sexuelle Orientierung und Alter eine wichtige Rolle spielen.

Beide Kategorien sind also in unterschiedlichen Disziplinen Gegenstand, entwickeln sich aber auch immer mehr zu *Begründerinnen eigener Forschungsrichtungen*. Für die *Homosexualität* trifft dies auf die Queer Theory oder die Diversity Studies zu, auch wenn sich beide Bereiche nicht auf die Betrachtung der Homosexualität beschränken. Homosexualität war und ist insgesamt eher Thema soziologischer Nachbardisziplinen als der Soziologie, obwohl Homosexualität als Normabweichung, als Gegenstand moralischer Kontroversen und im Kontext allgemeiner Verhaltens- und Bewertungsmuster (vgl. Beckers 2008, S. 21) erhebliches soziologisches Potenzial besitzt. Auf die Homosexualität wird überwiegend aus der Perspektive abweichenden Verhaltens und sozialer Probleme geblickt, konzentriert auf männliche Homosexualität. Homosexuelle Männer wurden als Subkultur⁹ betrachtet und damit vor dem Hintergrund der bis 1969 bestehenden Strafbarkeit sexueller Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts in die Nähe von Kriminellen gerückt. Die Sichtweise auf Homosexualität als soziales Problem, also die Thematisierung sozial verursachter Benachteiligungen mit individuellen und kollektiven Folgen (vgl. Vaskovics et al. 2000, S. 5), lenkt die Aufmerksamkeit auf Homophobie als homosexualitätsbezogene Diskriminierungsform.

Im Bereich der Homosexualität existiert quasi keine eigenständige deutschsprachige, theoretisch ausgerichtete Forschung, sondern es findet

9 Der Begriff „(homosexuelle) Subkultur“ ist umstritten, da er eine tendenzielle Kriminalisierung suggeriert (vgl. Lamnek 2007, S. 147ff.). Da jedoch theoretisch wichtige Aspekte mit dem Begriff Subkultur verbunden werden, kann nicht ganz darauf verzichtet werden. Im Sinne von Goffman (1963/1975) kann die homosexuelle Subkultur als unfreiwillig bezeichnet werden. Mit Subkultur werden heute meist auf kommerzieller Basis betriebene Orte der Geselligkeit (Bars, Kneipen etc.), Freizeitgruppen, Selbsthilfegruppen und (soziale) Einrichtungen, die sich besonders an Lesben und Schwule richten bzw. von diesen verstärkt aufgesucht werden, bezeichnet, aber auch Treffpunkte von Männern zur Herstellung gleichgeschlechtlicher Sexualkontakte wie öffentliche Toiletten („Klappen“) oder Cruising-Areas sowie Chaträume im Internet (vgl. Plötz 2006, S. 167). Unterschieden werden können innerhalb der Subkultur oder auch „Community“ verschiedene „Szenen“ (vgl. Bochow 2005, S. 16f.), wobei der Begriff „Szene“ häufig synonym mit Subkultur gebraucht wird. Szenen haben für schwule Männer (und auch lesbische Frauen) oft eine hohe Bedeutung, da sie häufig der einzige Ort für Partnersuche und Geselligkeit sind (vgl. Bochow 2005, S. 17), Schutzraum gegen Diskriminierungen darstellen und als eine Art „Auffanggesellschaft“ dienen, die umso mehr an (sozialer) Bedeutung gewinnen, je weniger eine Integration in die heterosexuell dominierte Gesamtgesellschaft gelingt. Nach Bochow (1998a, S. 102) wird seit den achtziger Jahren eher von Szene als von Subkultur gesprochen.

eine starke Orientierung an und Übernahme von US-amerikanischen Strömungen statt, was sich zum Beispiel in der Rezeption der Queer Theory in Deutschland zeigt. Im Gegensatz dazu entstanden zu Beginn der Homosexualitätsforschung bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme wegweisende Arbeiten in Deutschland. Erst im Rahmen der Gender und Queer Studies scheint sich die institutionelle Verankerung der Homosexualitätsforschung in Deutschland zu verbessern (vgl. Laps 2002, S. 55). Seit den 1970er Jahren erfuhr die Forschung zu Homosexualität zwar einen Auftrieb, allerdings sind wissenschaftliche Aktivitäten meist an das Engagement einzelner Personen gebunden (vgl. Zillich 1993, S. 360). Dabei wird weibliche und männliche Homosexualität häufig aus unterschiedlichen Forschungsperspektiven betrachtet. Während die Arbeiten zu schwulen Männern im Wesentlichen auf der Sexualforschung gründen und von der Strafbarkeit männlichen homosexuellen Verhaltens bis 1969 beeinflusst waren, entwickelte sich die Forschung zu lesbischen Frauen aus der Frauenforschung heraus (vgl. Lautmann 1993b, S. 391). Über den lesbischen Feminismus ist Lesbischsein in hohem Maße theoretisch untermauert, wohingegen Schwulsein besser empirisch erforscht ist.

Häufig wird die *Queer Theory* als eine spezifisch lesbisch-schwule Wissenschaft behandelt. Verwurzelt in den poststrukturalistisch beeinflussten Literaturwissenschaften und der Philosophie der späten 1980er Jahre verbindet sich bei queer ein begriffs-, identitäts- und heteronormativitätskritisches Politik- und Theorieverständnis, das sich zunächst einmal auf die Kategorien Sexualität und Geschlecht bezog (vgl. Degele 2008, S. 43f.). Für die Queer Theory ist die hierarchische Binarität von Homo- und Heterosexualität zentral, die sowohl in Gesellschaftstheorien als auch in der Frauen- und Geschlechterforschung vernachlässigt ist (vgl. Hark 2004, S. 108). Heterosexualität wird dabei verstanden als Heteronormativität (vgl. Genschel et al. 2005b, S. 168). Dabei geht es der Queer Theory in ihrem Kern um die Kritik an gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, an identitären Zuschreibungen sowie an jeglichen „Normalitäten“ und darauf aufbauenden hierarchischen Binaritäten, um die Anerkennung von Differenzen und (politischer) Gleichheit sowie um die Dekonstruktion von (identitären) Kategorisierungen (vgl. Degele 2008, S. 53/10f./41). Die Queer Theory stellt die Brüchigkeit, Vielgestaltigkeit, Dekonstruktion und das Infragestellen von kontingenten und binär konstruierten sexuellen und geschlechtlichen Identitäten in das Zentrum der Analyse (vgl. Hutter 2000, S. 170; Witte 2007, S. 76; Laps 2002, S. 53f.; Soine 2000, S. 215).

Mit queer werden Ansätze und Fragestellungen beschrieben, die das vermeintlich stabile, kongruente und natürliche Verhältnis von biologischem (sex), sozialem Geschlecht (gender) und sexuellem Begehren (desire) in den Blick nehmen (vgl. Jagose 2005, S. 15; Hartmann 2002, S. 61) sowie

sich gegenseitig bedingende und wechselseitig stabilisierende gesellschaftliche Normen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit analysieren und destabilisieren (vgl. Genschel et al. 2005a, S. 11; Hark 2004, S. 106). Die untrennbare Verbindung von sex, gender und desire wurde von Butler (1990/2003, S. 45f.) mit der heterosexuellen Matrix beschrieben, welche die Existenz von Identitäten ausschließt, bei denen sich Geschlechtsidentität nicht vom anatomischen Geschlecht herleitet und Praktiken des Begehrens sowohl von biologischem als auch von sozialem Geschlecht unabhängig sind (vgl. Jagose 2005, S. 108f.). Kritisiert werden damit die Annahmen einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und von Heterosexualität als ihrer ausschließlichen, naturgegebenen und unveränderbaren Grundlage, die in homosexuellem Begehren nicht nur einen Verstoß gegen das „natürliche“ heterosexuelle Geschlechterarrangement, sondern auch gegen die scheinbar naturgegebenen polaren Geschlechtscharaktere sehen (vgl. Soine 2000, S. 203f.).

Die in der heterosexuellen Matrix postulierte Verbindung von Sexualität und Geschlecht zeigt sich schon in den Annahmen von Sexualwissenschaftlern im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, aus deren Sicht Geschlecht nicht nur über den Körper, sondern auch über die Triebrichtung bestimmt wurde (vgl. Lindemann 1993, S. 93). Die von Richard von Krafft-Ebing 1886 veröffentlichte „Psychopathia sexualis“ gilt als Beginn der modernen Sexualwissenschaft, in der bekannte gleichgeschlechtliche Verhaltensweisen als Verkehrung der Geschlechtsempfindung bei Männern wie bei Frauen als psychische Erkrankung und „angeborene Entwicklungsstörung“ (Degele 2008, S. 88) pathologisiert wurden (vgl. Hutter 1993, S. 48f.). Vorläufer dieser Sichtweise finden sich bei Johann Ludwig Caspers „geistiger Zwitterbildung“ (vgl. Köllner 2001, S. 134), Carl Friedrich Otto Westphals „conträrer Sexualempfindung“ und Karl Heinrich Ulrichs' Theorie des dritten Geschlechts. Als „Urningen“ oder „Conträrsexuellen“ wurde männlichen Homosexuellen eine „weibliche Seele“ im Männerkörper zugeschrieben, womit sich in der dichotomisierten Geschlechterordnung zwischen Mann und Frau ein „drittes Geschlecht“ (Ulrichs 1864, S. 5) schob (vgl. Jagose 2005, S. 38). Mit der „Zwischenstufentheorie“ nahm Magnus Hirschfeld Ideen von Ulrichs auf und versuchte, Homosexualität auf naturwissenschaftlicher Grundlage zu legitimieren. Damit kommt Hirschfeld zu einer gleichberechtigten Berücksichtigung männlicher und weiblicher Homosexualität und einem ersten Versuch, die Vielfältigkeit von homosexuellen Lebensstilen zu erfassen (vgl. Lindemann 1993, S. 93ff.). Nach anfänglicher wissenschaftlicher Vernachlässigung von weiblichen Homosexuellen wurden homosexuelle Frauen bis in die 1970er Jahre in Analogie zu homosexuellen Männern behandelt (vgl. Lautmann 1993b, S. 393; Hacker 1993a). Insgesamt verhinderte die individualbezogene sexualpsychiatrische Erfor-

scheidung von Homosexualität eine Konzeptionalisierung abweichender Sexualität als soziales Phänomen (vgl. Hutter 1993, S. 52f.), indem sie ohne Berücksichtigung des kulturellen Kontexts von sexuellen Begegnungen als individueller Defekt begriffen wurde.

Wie andere Kategorien sozialer Ungleichheit versteht die Queer Theory Sexualität nicht als „privat“, sondern als Kategorie der Macht, die als gesellschaftliches Ordnungsprinzip Individuen positioniert und gesellschaftliche Institutionen strukturiert (vgl. Hark 2004, S. 108). Auch wenn Queer Studies in ihren Grundlagen inter- bzw. transdisziplinär angelegt sind, verbindet sie mit der Soziologie das Streben, „vermeintlich Individuelles, Natürliches oder auch Gottgegebenes als Soziales zu entlarven“ (Degele 2008, S. 26). Im Vordergrund scheinen dabei immer noch sexuelle Normen zu stehen, eine (systematische) Anwendung des Begriffs auf Ältere und Alte, die von der gesellschaftlichen Norm der Jugendlichkeit abweichen, fehlt noch.

Die Kritik an der Queer Theory richtet sich zum einen auf die Ignoranz gegenüber der Geschlechterfrage (vgl. Jagose 2005, S. 149). Zum anderen wird ihr vorgeworfen, durch die Begründung einer Koalition nicht-normgerechter sexueller Identitäten und die Fokussierung auf den Widerstand gegen Konventionen die heutige Sichtbarkeit, die politischen Erfolge, das Ansehen und das Zusammengehörigkeitsgefühl von Lesben und Schwulen zu unterlaufen (vgl. Jagose 2005, S. 144).

Die wissenschaftliche Behandlung der Homosexualität wurde also von Schwerpunktverlagerungen im Bereich der Geschlechterforschung beeinflusst, die sich seit den 1970er Jahren weniger mit geschlechtlichen Ungleichheiten und mehr mit Fragen der Identität auf der symbolisch-kulturellen Ebene beschäftigte (vgl. Degele 2008, S. 112f.). Analog zum Begriff des *doing gender* (vgl. West/Zimmerman 1987; Hirschauer 1994) werden soziale Kategorien (wie Geschlecht, Homosexualität oder auch Alter(n)) als das Ergebnis sozialen Handelns und einer kontinuierlichen Darstellung angesehen. Prozesse der Differenzierung stellen gleichzeitig Asymmetrien und Hierarchien her und führen dadurch zu sozialer Ungleichheit. Differenzbildung und Hierarchisierung sind also gleichursprünglich (vgl. Degele 2008, S. 82ff.). Auf der Mikroebene sozial konstruierter Identitäten werden über *doing difference* ungleichheitsrelevante Kategorien in Interaktionen hervorgebracht (vgl. Winker/Degele 2009, S. 19f.).

Der sehr weitgehenden theoretischen Bearbeitung von Homosexualität in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Beschäftigung steht ein tendenzieller Mangel an empirischen Daten, also ein „*Empiriedefizit*“, gegenüber. Problematisch sind insbesondere die häufig vorzufindende räumliche Begrenztheit von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, Unterschiede in den definitorischen Grundlagen sowie das Fehlen von Längsschnittstudien.

Betrachtet man über die Queer Theory hinaus die Soziologie im engeren Sinne, nimmt die Behandlung der Homosexualität in der deutschsprachigen Sexualitätssoziologie der Nachkriegszeit, die sich im Wesentlichen für die Aushandlung und Strukturierung sexueller Interaktionen sowie sozialen Wandel in Bezug auf Sexualität interessiert (vgl. Löw 2008, S. 431), einen geringen Stellenwert ein. Helmut Schelsky, der erstmals eine „Soziologie der Sexualität“ konzipierte, sieht Homosexualität als „Anomalie geschlechtlichen Verhaltens“ (Schelsky 1955, S. 59), da vor dem Hintergrund der Fortpflanzungsfunktion von Sexualität die „biologische und soziale Zwecklosigkeit“ (Schelsky 1955, S. 75f.) ihr Charakteristikum ist. Schelsky kommt zu dem Schluss, dass eine soziale Anerkennung von Homosexualität die soziale, kulturelle und geistige Grundordnung der Gesellschaft gefährden würde (vgl. Kondratowitz 1993, S. 248). Theoretisch blieben Schelskys Ausführungen zur Homosexualität aber wenig einflussreich, da sie vor allem als konservative Reaktion auf die Kinsey-Reporte und die Psychoanalyse zu sehen sind, die eine Dauerthematisierung der Sexualität begünstigten (vgl. Kondratowitz 1993, S. 245ff.; Köllner 2001, S. 194f.). Lesbenforschung und allgemeine Homosexuellenforschung nehmen ab den 1970er Jahren unterschiedliche Verläufe, wobei Lesbenforschung in Verbindung mit der Frauenforschung entsteht und sich parallel dazu für Differenzen, Identitäten, Diskriminierungen, der politischen Bedeutung von Lesbianismus und dessen Verhältnis zum Feminismus sowie interaktionistische Ansätze interessiert (vgl. Lautmann 1993b, S. 394f.; Hark 2004, S. 104; Schuyf 1993, S. 349f.). In Verbindung mit AIDS spielt das Sexualverhalten schwuler Männer in der Schwulenforschung ab den 1980er Jahren eine zunehmende Rolle.

In der aktuellen deutschsprachigen Sexualitätssoziologie dominiert aufbauend auf die triebtheoretische Grundannahme des Freud'schen Modells und unter Bezugnahme auf Foucaults These der Diskursivierung der Sexualität eine modernisierungstheoretische Sichtweise, womit der Wandel intimen Handelns im Zentrum der Betrachtung steht (vgl. Löw 2008, S. 432). Aus Sicht des Individualisierungsansatzes erstreckt sich Enttraditionalisierung und Entmoralisierung auch auf den Sexualitätsbereich, in dem sich neue Freiheiten, aber auch neue Zwänge eröffnen (vgl. Beck 1990, S. 24ff.). „Anders als Beck/ Beck-Gernsheim, welche eher auf die Auflösung normativer Vorgaben blicken, sieht Giddens (1993) in der Herauslösung der Sexualität aus der Frage der Generativität (durch neue Verhütungsmethoden) den wesentlichen Veränderungsmotor. Sexualität werde frei verfügbar“ (Löw 2008, S. 432). Zentral ist dabei die Aushandlung sexueller Praxis zwischen den Beteiligten (vgl. Giddens 1993). Löw (2008, S. 433) sieht zwei Effekte des Verhandlungsprozesses von Sexualität, die darin bestehen, dass zum einen sexuelle Bekenntnisse Identität bedingen und zum anderen Se-

xualität einen biographisch zentralen, mit Sinnsuche verknüpften Stellenwert einnimmt. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Liberalisierung seit den 1990er Jahren werden jedoch unter dem Mantel der Rechtsangleichung und zunehmenden Akzeptanz neue Normen gesetzt. So beschränkt sich die Anerkennung von lesbischen und schwulen Lebensformen nur auf die Personen, die Muster heterosexueller Partnerschaftsformen übernehmen, wie sie in rechtlichen Institutionen der eingetragenen Lebenspartnerschaft festgeschrieben sind. Bei einer Abweichung von diesen Normen bestehen Abwertungen fort.

Mit der Betrachtung unterschiedlicher Lebensformen und ihrer Pluralisierung gerät Homosexualität verstärkt ins Blickfeld der Familiensoziologie. Bearbeitet werden Fragestellungen mit hoher Anwendungsorientierung, starkem Praxisbezug und sozialpolitischer Relevanz, die motiviert sind vom Problemdruck der sozialen Praxis. Homosexuelle Lebensformen werden dabei als „nicht-konventionelle Lebensformen“ (Schneider/Rosenkranz/Limmer 1998, S. 91 ff.) beschrieben, die vom normativen Leitbild der Normalfamilie abweichen, deren Grundlage ein heterosexuelles Paar mit mindestens einem Kind bildet. Ausgehend von Forderungen nach der „Homo-Ehe“ und nach einem Adoptionsrecht für Lesben und Schwule richtet sich das Interesse auf homosexuelle Paare (vgl. Maier 2003; Maier 2008; Maier 2009; Peuckert 2005) und homosexuelle Elternschaft bzw. so genannte Regenbogenfamilien (vgl. zum Beispiel Stacey/Biblarz 2001; Wegener 2005; Rupp 2009; Funcke/Thorn 2010). Die theoretische Bearbeitung der Fragestellungen bleibt dabei tendenziell hinter allgemeinen theoretischen Erörterungen zur Homosexualität zurück, wodurch theoretische und empirische Auseinandersetzungen eher nebeneinander bestehen.

Geographisch nahm die *Alter(n)sforschung* im Vergleich zur Homosexualitätsforschung den umgekehrten Weg. Die relativ junge *Alter(n)sforschung* entstand in den 1950er Jahren in den USA und wurde in der Folge nach Deutschland importiert. Dort emanzipierte sie sich zusehends vom US-amerikanischen Vorbild, so dass in den letzten Jahrzehnten auch eigenständige und charakteristische *Alter(n)sforschung* und -theoriebildung für Deutschland stattfindet. Dies spiegelt sich in einem zunehmenden Institutionalisierungsgrad wider. Gleichwohl ist die *Alter(n)sforschung* in Deutschland weitgehend interdisziplinär ausgerichtet und firmiert häufig unter der Überschrift „soziale Gerontologie“. Niederschlag findet die eigenständige Entwicklung der deutschsprachigen *Alter(n)sforschung* in teilweise gegensätzlichen Konzeptionen zu US-amerikanischer *Alter(n)sforschung* und -politik. „Soziale Anerkennung versus sozialpolitische Rechtsansprüche, individualistischer Fokus auf Anti-Diskriminierung und liberale Bürgerrechte versus sozialstaatliche Versorgungsperspektive, Konsum und lifestyle versus Lebenslage [...] – die divergierenden wohlfahrtsstaatlichen und

polit-ökonomischen Kontexte sind tief eingeschrieben in den altenpolitischen Leitbildern, Konzepte und Programme, die die amerikanische bzw. deutsche Altersforschung seit den 1970er Jahren prägen“ (van Dyk/Lessenich 2009, S. 20).

Parallel zur tendenziellen Abkehr von einer defizitorientierten, stigmatisierenden Sicht auf Homosexualität ist eine ähnliche Entwicklung für Alter zu erkennen. Im deutschsprachigen Diskurs änderte sich mit der Entdeckung der „neuen Alten“ in den 1980er Jahren die Sichtweise von „Alter als Problem“, indem die „späte Freiheit“ betont wurde. In den USA hingegen wurde die problematisierende Perspektive abgelöst von einem Verständnis von „Alter als (gesellschaftlich zu nutzende) Ressource“ mit seinen diskriminierenden, normierenden und Abhängigkeiten erzeugenden Implikationen (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 18f.).

In den 1990er Jahren entwickelt sich auch in Deutschland ein neues Leitbild der Aktivität in der Altenhilfe heraus, das auf die altersspezifischen Ressourcen von Menschen in der Nacherwerbsphase zielt und damit mit einer Responsibilisierung Älterer sowie einer Ausdehnung jungen Alters einhergeht (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 32ff.). Die diskutierte Kompensation des wachsenden Anteils älterer Menschen im Sinne einer „Überalterung“ durch ressourcenstarke aktive Alte spiegelt allerdings ein negatives Altersbild wider. Dies beinhaltet eine Abwertung der alten Alten, die zu Aktivität nicht mehr fähig sind, und eine Dominanz von Normen des generativen und produktiven mittleren Lebensalters, die die Vielfalt von Alter(n) vernachlässigt (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 37f.).

In der deutschsprachigen Alterssoziologie wird also unverändert ein Schwerpunkt auf die material-soziale Ebene gelegt, auch wenn es einzelne Versuche gibt, interaktionistische Ansätze im Sinne eines doing age (vgl. Schroeter 2012) zu integrieren und Diskursanalysen nutzbar zu machen (vgl. Göckenjan 2000; Saake 2006). Altersbezogene Diskriminierungsformen wie Ageism werden in der Alter(n)sforschung vernachlässigt, obwohl Alter(n) als soziales Problem thematisiert wurde. Dessen kleinster gemeinsamer Nenner besteht in einer „sozial problematische[n] Lebenslage im Alter aufgrund vorhergegangener Lebens- und Arbeitsbedingungen“ (Backes 1997, S. 97), wobei sich die soziale Problematik daraus ergibt, dass „eine soziale Benachteiligung zu anderen Bevölkerungsgruppen (auch innerhalb des Alters) besteht und [...] es an hinreichenden materiellen und immateriellen Ressourcen zur Lebensgestaltung fehlt“ (Backes 1997, S. 97). Wie neue Normierungen des Alters werden auch Fragen der Identität(sbildung) im Alter kaum berücksichtigt (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 40).

Die soziologische Relevanz von Alter(n) spiegelt sich in genuin soziologischer Forschungs- und Publikationstätigkeiten wider. So verfügt die Al-

ternsforschung über eine methodisch ausgereifte empirische Basis, insbesondere auch durch Längsschnittstudien. Aus der Lebenslaufperspektive findet in Deutschland und Europa seit den 1990er Jahren eine sozialwissenschaftliche Dauerbeobachtung der älteren Bevölkerung statt (vgl. Kelle 2008, S. 19) durch die „Berliner Altersstudie“ (BASE) (vgl. Lindenberger et al. 2010), die „Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters“ (ILSE) (vgl. Schmitt/Wahl/Kruse 2008) oder den „Deutschen Alterssurvey“ (DEAS) (vgl. Motel-Klingebiel/Wurm/Tesch-Römer 2010). Zusammengefasst werden die vielfältigen empirischen Einzelbefunde regelmäßig in den Berichten zur Lage der älteren Generation der Bundesregierung (vgl. zuletzt BMFSFJ 2010).

Prahl und Schroeter (1996, S. 243) beklagen jedoch eine „Theoriearmut“, da dieser breiten empirischen Basis eine tendenzielle Vernachlässigung gesellschaftstheoretischer Fragen in der Alter(n)ssoziologie gegenübersteht. Kritisiert wird seit den 1990er Jahren eine überwiegend empirische, anwendungsorientierte und praktische Erforschung des Gegenstandsbereichs, dessen Fragestellungen durch den Problemdruck des spezifischen Realitätsausschnitts vorgegeben werden. Der bestehende alter(n)ssoziologische Theorienpluralismus kann jedoch eine Ressource bei der Erforschung von Pluralität und Kontingenz sozialer Ordnungen des Alters darstellen (vgl. Kelle 2008, S. 26).

Allerdings erweist sich der Theorienpluralismus in der gegenwärtigen deutschsprachigen Gerontologie als begrenzt und ohne Anschluss an die sozialtheoretischen Debatten der anglophonen Gerontologie (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 21). Van Dyk und Lessenich (2009, S. 12) attestieren eine „umfassende theoretische Rezeptionssperre“ (van Dyk/Lessenich 2009, S. 12), die dazu führte, dass in den letzten 30 Jahren im Gegensatz zu anderen Bereichen der Sozial- und Geisteswissenschaften „ein weites theoretisches Feld von neo-marxistischen, feministischen und dekonstruktivistischen Ansätzen über postmoderne und poststrukturalistische Theorien bis hin zu kulturtheoretischen Perspektiven im weiteren Sinne“ (van Dyk/Lessenich 2009, S. 12) im Wesentlichen alterssoziologisch ungenutzt blieb. Damit spielen gerade die theoretischen Strömungen, die in der Homosexualitätsforschung intensiv diskutiert werden, in der deutschen Alternsforschung kaum eine Rolle. Daneben fand die in den 1970ern in den USA einsetzende Debatte um Alters- und Altdiskriminierung im deutschsprachigen Raum keine Entsprechung. Anders als in Deutschland wurden dort auch sozialstrukturelle Einflüsse auf Ageism sowie die Verschränkung mit anderen Unterdrückungsmechanismen, wie zum Beispiel auch Homosexualität, bereits in den 1970ern analysiert (vgl. van Dyk/Lessenich 2009, S. 16f.). Der Blick richtet sich dabei auf die Einbettung individueller Lebensgeschichten in strukturelle und soziokulturelle Zusammenhän-

ge (vgl. Amrhein/Backes 2008, S. 384). Eine Zusammenschau der Kategorien Homosexualität und Alter(n) kann deshalb dazu beitragen, den Weg für diese Ansätze in die deutschsprachige Alter(n)sforschung zu ebnen.

Zusammenfassend werden Alter(n) und Homosexualität in ihrer wissenschaftlichen Behandlung in Tabelle 1 vergleichend gegenübergestellt.

Tabelle 1: Gegenüberstellung von Alter(n) und Homosexualität als wissenschaftliche Gegenstände

Dimension	Alter(n)	Homosexualität
Verhältnis von Theorie und Empirie	Theoriedefizit	Empiriedefizit
Geographische Entwicklung	USA → Deutschland	Deutschland → USA → Deutschland
Theoretischer Fokus	Material-soziale Ebene	Poststrukturalismus, Interaktionismus, Dekonstruktivismus, Feminismus
Postmoderne Entwicklung	Liberalisierung, neue Normierungen	

2.2 Makro-Ebene: Dimensionen sozialer Ungleichheit

Alter(n) und Homosexualität sind aus soziologischer Sicht soziale Strukturkategorien (vgl. für Alter(n) Amann/Kolland 2008, S. 39), die mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Bereiche und sozialen Verhältnisse prägen (vgl. Winker/Degele 2009, S. 19ff.). Sie legitimieren ungleiche Verteilungen von Statuspositionen, Rechten, Pflichten, Ressourcen und Teilhabechancen zwischen Gesellschaftsmitgliedern (vgl. Kelle 2008, S. 11). Als horizontalen oder „neuen“ Ungleichheitsdimensionen (vgl. Geißler 1996, S. 75) kommt ihnen nach der Individualisierungsthese von Beck (1986) gegenüber vertikalen Dimensionen eine zunehmende Bedeutung zu. Aus der Perspektive sozialer Ungleichheit weisen Homosexualität und Alter(n) spezifische Charakteristika auf.

Gesellschaftsübergreifend ist *Alter* ein Merkmal sozialer Differenzierung, das Einfluss auf individuelle Erlebens- und Handlungsspielräume hat und individuelle Entwicklungen beeinflusst (vgl. BMFSFJ 2010, S. 19f.). Im Gegensatz zu anderen Kategorien sozialer Ungleichheit wie Geschlecht oder ethnischer Gruppenzugehörigkeit ermöglicht aber das Lebensalter keine stabilen Kategorisierungen auf einer eindeutigen und dichotomen Dimen-

sion (vgl. Schmitt 2004, S. 142). Darüber hinaus wird mit der Lebensphase Alter eine Kategorie bezeichnet, der jeder selbst einmal angehört.¹⁰

Bei der Untersuchung sozialer Ungleichheit im Alter spielt das Konzept der Lebenslage eine zentrale Rolle, mit dessen Hilfe altersbedingte Risikolagen im Hinblick auf Handlungsspielräume in unterschiedlichen Lebensbereichen untersucht werden können (vgl. Kelle 2008, S. 20). Das Konzept der Lebenslage ist multidimensional und beinhaltet ökonomische, nicht-ökonomische und immaterielle Dimensionen (zum Beispiel Einkommensniveau, Wohnqualität, Gesundheit, Wohlbefinden) sowie objektive und subjektive Bedingungen (wie empfundene Dispositionsspielräume, Qualität der Beziehungen, wahrgenommene und tatsächliche Handlungschancen) des Lebens im Alter (vgl. Backes 1997, S. 96). Sozial ungleich verteilte Lebenslagen im Alter sind abhängig von Lebenslagen in vorangegangenen Lebensphasen. Neben individuellen Handlungskompetenzen und Eingriffen von Staat und Politik werden sie damit auch beeinflusst von sozialer Herkunft, Geschlecht, Bildung (vgl. Kelle 2008, S. 21) sowie Homosexualität.

Die Annahmen zur Veränderung von Struktur und Wirksamkeit sozialer Ungleichheiten im Alternsprozess können mit Hilfe von vier Thesen zusammengefasst werden (vgl. Kohli et al. 2005, S. 319f.). Die These der *Altersbedingtheit* sieht das Alter selbst als wesentlichen Faktor an, das die Bedingungen der sozialen Lage setzt und zu zunehmenden sozialen Benachteiligungen führt. Die *Kontinuitätsthese* geht davon aus, dass soziale Ungleichheit im Alter auf vorhergehenden sozialen Ungleichheiten der Erwerbsphase basiert und diese über die Kopplung des Ruhestandseinkommens an das Einkommen aus dem Erwerbsleben sowie habituell verankerte Ungleichheitserfahrungen reproduziert. Aufgrund eines Zusammenhangs zwischen materiellen Ressourcen, dem Gesundheitszustand und dem Aktivitätspotenzial nimmt die *Kumulationsthese* an, dass die Wirksamkeit vertikaler Ungleichheiten im Alter zunimmt. Eine Häufung materieller und sozialer Benachteiligungen im Alter wäre eine Folge aus der

10 Zumindest besteht für jede jüngere Person die grundsätzliche Möglichkeit, ein höheres und hohes Lebensalter zu erreichen, gleichwohl dies aufgrund von tödlich verlaufenden Krankheiten und Unfällen nicht für alle zutrifft. Vernachlässigt wird auch die prinzipielle Wandelbarkeit anderer Kategorien sozialer Ungleichheit wie des Geschlechts, wenn auch Veränderungen in der geschlechtlichen Zuordnung eher selten vorkommen. Die von der Alter(n)sforschung unterstellte eindeutige und dichotome Dimensionalisierung von Kategorien wie Geschlecht oder ethnischer Zugehörigkeit (vgl. Schmitt 2004, S. 142) stellt insofern eine Verkürzung dar, als fast jede soziale Kategorie bei näherer Betrachtung weder eine eindeutige und lebenslange Zuordnung noch diametral entgegengesetzte Kategorien bietet. Vielmehr sind soziale Positionierungen wandelbar und in der Regel auf Kontinuen angesiedelt.

Kombination biologisch bedingter Abbauprozesse, Generationeneffekten und sozial bedingter Ursachen wie negativen Altersfremdbildern (vgl. Wortmann 2005, S. 39). Zu einem gegenteiligen Ergebnis kommt die *Destrukturierungsthese*, die einen Rückgang der Schichtunterschiede mit dem Alter postuliert, da gesundheitliche Einschränkungen Unterschiede nivellieren. Außerdem vergrößern sich interindividuelle Unterschiede mit einer altersbedingten Zunahme von Individualisierung. Ergebnisse des Alters-surveys weisen darauf hin, dass keine Individualisierung im Sinne einer Entstrukturierung der Lebensverhältnisse zu beobachten ist, sondern die vertikale Schichthierarchie weiterhin starke Auswirkungen auf viele Lebensbereiche im Alter hat. Auch wenn sich Belege und Gegenbelege für Kontinuitäts-, Kumulations- und Destrukturierungsthese finden, dominiert insgesamt die Kontinuität von Schichtunterschieden über Altersgruppen hinweg, was sich in einer auch im Alter fortbestehenden Benachteiligung von niedrigeren Sozialschichten gegenüber höheren äußert (vgl. Kohli et al. 2005, S. 332f.).

Die Betrachtung von auf *Homosexualität* basierenden sozialen Ungleichheiten erweist sich als ambivalent. So beschreibt das Tocqueville-Paradox den wechselseitigen Steigerungszusammenhang von Gleichheitsanforderungen und Differenzbehauptungen (vgl. Degele 2008, S. 71f.), da mit dem Abbau sozialer Ungleichheiten und der Akzeptanz von Gleichheitsansprüchen gleichzeitig die Sensibilität gegenüber verbliebenen Ungleichheiten steigt (vgl. Geißler 1996, S. 275). Häufig handelt es sich aber bei Angleichungs- und Nivellierungsprozessen lediglich um Oberflächenphänomene, während Ungleichheit als konstitutives Merkmal der Gesellschaftsformation weiter operiert (vgl. Degele 2008, S. 73). Gegen eine De-Thematisierung von Geschlecht und Homosexualität spricht zudem, dass beide Kategorien in der sozialen Struktur der Geschlechter- und Sexualitätsverhältnisse und in den tatsächlichen Handlungspraxen der Beteiligten berücksichtigt werden (vgl. Degele 2008, S. 72ff.). Damit findet weiterhin eine Transformation von (biologischen) Unterschieden in soziale Benachteiligungen statt (vgl. Degele 2008, S. 64). Unter poststrukturalistischem Einfluss steigt das Interesse für intrakategoriale Unterschiede und Ungleichheiten zwischen Frauen, Männern, Lesben und Schwulen (vgl. Degele 2008, S. 59; Genschel et al. 2005b, S. 179).

Sexualität (und zum Teil auch Alter) als Ungleichheitskategorie wird in dem seit den 1990er Jahren immer populärer werdenden Konzept der *Intersektionalität* bzw. Interdependenz (vgl. Walgenbach 2012, o. S.) in der deutschsprachigen Ungleichheitsforschung diskutiert. Hierbei handelt es sich um den Versuch, verschiedene ungleichheitsrelevante Kategorien gleichzeitig in den Blick zu nehmen. Die Intersektionalitätsforschung interessiert sich also für Wechselwirkungen zwischen ungleichheitsgenerieren-

den Dimensionen, deren hierarchische Zusammenhänge von den jeweiligen Vergleichsdimensionen abhängen (vgl. Degele 2008, S. 142). Verschiedene Ungleichheitskategorien beschreiben strukturelle Dominanz und Herrschaftsverhältnisse, deren Beziehungen untereinander einem historischen Wandel unterliegen und abhängig vom Kontext unterschiedliche Bedeutung erlangen. Handlungsorientierende und strukturbildende Normen und Ideologien sichern diese Herrschaftsverhältnisse ab, bringen sie gleichzeitig hervor und ermöglichen Identitätskonstruktionen (vgl. Winker/Degele 2009, S. 53f.).

Das Konzept der Intersektionalität entstammt der US-amerikanischen Geschlechterforschung (vgl. Crenshaw 1989) und zielte ursprünglich auf die Thematisierung der Verschränkungen von Ungleichheiten, die mit gender, race und class verbunden sind (vgl. einführend McCall 2005; Knapp 2005; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2011). In der Folge wurde das Spektrum von zu berücksichtigenden Kategorien ausgedehnt (vgl. Lutz/Wenning 2001, S. 20; Yuval-Davis 2006; Walgenbach 2012, o. S.). Winker und Degele (2009, S. 39) fassen unter die Kategorie Geschlecht auf struktureller Ebene sowohl Zweigeschlechtlichkeit als auch Sexualität im Sinne sexueller Orientierung, indem sie die strukturelle Konstruktion von Geschlecht über heteronormative Geschlechterverhältnisse bestimmen. Sie unterscheiden sich damit von anderen Autorinnen, die Sexualität als eigenständige (vierte) Kategorie konzipieren (vgl. zum Beispiel Verloo 2006; Lutz/Wenning 2001, S. 20).

In einigen Modellen zur Intersektionalität wird darüber hinaus Alter als eigene ungleichheitsgenerierende Dimension einbezogen (vgl. Lutz/Wenning 2001, S. 20; Krekula 2007). Winker und Degele (2009, S. 39f.) erweitern das Trio von Geschlecht, Klasse und Rasse um die Kategorie Körper, wobei sich biographisch verändernde Körper eine ungleichheitsrelevante Abweichung von konstruierten Normen darstellen. Insgesamt spielt Alter jedoch in der Intersektionalitätsforschung eine marginale Rolle. In theoretischer Hinsicht erweist es sich als problematisch, dass die spezialisierten Bindestrichsoziologien unterschiedlichen wissenschaftlichen Traditionen entstammen und sich gegenseitig kaum wahrnehmen (vgl. Winker/Degele 2009, S. 28). „Konnte die deutschsprachige Altersforschung bislang nicht an die theoretisch elaborierten Analysen der poststrukturalistisch informierten und sozialkonstruktivistisch ausgearbeiteten Intersektionalitätsforschung anschließen, so sind die Forschungen zu den Verflechtungen von Klasse, Rasse und Geschlecht ihrerseits auf dem Altersauge blind“ (van Dyk/Lessenich 2010, S. 12).

2.3 Meso-Ebene: Soziale Bewegungen

Soziale Ungleichheiten sind in Institutionen verfestigt und ziehen häufig die Herausbildung sozialer Bewegungen nach sich. Diese wiederum beruhen auf sozialen Identitäten und bringen diese gleichzeitig hervor (vgl. Jagose 2005, S. 93). Goffman (1963/1975, S. 35) stellt fest, dass das Vorhandensein eines (unter Umständen auf sozialen Ungleichheiten beruhenden) Stigmas nicht zur Gruppenbildung führt, dass jedoch „die Mitglieder einer bestimmten Stigmakategorie die Tendenz haben, in kleinen Sozialgruppen zusammenzukommen, deren Mitglieder sich alle von der Kategorie herleiten“ (Goffman 1963/1975, S. 35).

Aus der Sicht Lautmanns (1997) gehören *Lesben und Schwule* zu den „Randgruppen, die sich nicht zu anerkannten Minderheiten weiterentwickeln konnten“ (Lautmann 1997, S. 12). Es handelt sich weder um eine soziale Gruppe im soziologischen Sinn noch um einen Makroakteur bzw. ein gesellschaftlich handelndes Kollektiv. So fällt schon die Formulierung einer konstitutiven Gemeinsamkeit schwer, da sexuelle Interaktionen zwischen Angehörigen des gleichen Geschlechts dafür nicht ausreichen. „Die Gemeinsamkeit der Homosexuellen liegt vielmehr in ihrer Situation, in der Art, wie sie herausgefordert sind, um leben zu können“ (Lautmann 1997, S. 12). Diese Gemeinsamkeit hat zur Entstehung von lesbischen und schwulen Emanzipationsbewegungen geführt, deren Geschichte nach Degele (2008, S. 46) als Entscheidung zwischen Assimilation und Fundamentalkritik interpretiert werden kann. Im Zusammenhang mit den im jeweiligen soziohistorischen Kontext vorherrschenden sozialen Identitäten zeigt sich eine Abfolge von Homophilen- (bis in die 1960er Jahre) und Befreiungsbewegung (1970er), dem ethnischen Modell (1980er) und schließlich der Queer-Bewegung (ab 1990er).

Voraussetzung für den organisierten Protest der *Homophilenbewegung* gegen institutionalisierte Vorurteile gegenüber Homosexualität war die Herausbildung von Homosexualität als Identität (vgl. Jagose 2005, S. 37f.; Friend 1990, S. 280). Die homophilen Befürworter einer Straffreiheit der Homosexualität arbeiteten mit ähnlichen Argumenten wie die Gegner, indem sie den Anomaliediskurs und die These der biologisch determinierten bzw. angelegten und damit nicht selbst verschuldeten Homosexualität der um die vorletzte Jahrhundertwende entstandenen Sexualpathologie übernahmen. Mehr Toleranz sollte mit einer Strategie der Anpassung und der Trennung von privater und öffentlicher Sphäre erreicht werden (vgl. Degele 2008, S. 45f.).

Der (politische) Protest von Lesben und Schwulen und der Beginn der *Befreiungsbewegung* ist eng mit der Schwulenkeipe Stonewall Inn in der New Yorker Christopher Street verbunden. Eine Polizei-Razzia in dem

Lokal am 27. Juni 1969 löste tagelange Straßenkämpfe aus, die seitdem für die Entstehung von lesbischer und schwuler Identität als politischer Kraft stehen (vgl. Jagose 2005, S. 46) und Symbol eines selbstbewussten Widerstands gegen Diskriminierung sind (vgl. Hutter 2000, S. 167). Mit jährlich stattfindenden Paraden am so genannten Christopher Street Day (CSD) wird weltweit daran erinnert, sie geben aber immer wieder Anlass für homophobe Reaktionen und politische Diskussionen. An die Stelle der Assimilationsstrategie der Homophilenbewegung trat in der Befreiungsbewegung Akzeptanz einforderndes Selbstbewusstsein (vgl. Degele 2008, S. 47). In der Bundesrepublik begünstigte die seit 1969 bestehende Straffreiheit von sexuellen Handlungen zwischen erwachsenen Männern das (Wieder)Entstehen von schwulen Zeitschriften, die Gründung von homosexuellen Gruppen (vgl. Gille 2003, S. 34), die Herausbildung des Bewusstseins einer Minderheitengruppe (vgl. Kimmel/Sang 1995, S. 190) und die zunehmende Definitionsmacht von Lesben und Schwulen (vgl. Lamnek 2008, S. 161).

Im Anschluss an neue soziale Bewegungen und ausgehend von einem konstruktivistischen Sexualitätsverständnis kritisierten Gay Liberationists die homosexuelle Identität unterdrückende Strukturen und Werte heterosexueller Vorherrschaft und forderten diese durch ihre aktiv übernommene und öffentlich, auch provokativ präsentierte Andersartigkeit heraus (vgl. Jagose 2005, S. 46f.; Fiedler 2004, S. 45). „Eine Homo-Identität war eine revolutionäre Identität: Sie strebte eben nicht nach gesellschaftlicher Anerkennung, sondern wollte den Umsturz derjenigen gesellschaftlichen Institutionen, die Homosexualität marginalisierten und pathologisierten“ (Jagose 2005, S. 53f.). Zentrale Strategie der Befreiungsbewegung war das öffentliche Bekenntnis zur homosexuellen Identität, indem ein homosexuelles Coming-out nicht als Privatangelegenheit verstanden wurde, sondern als systemverändernde Praxis (vgl. Jagose 2005, S. 55). Nachdem sich Lesben sowohl in der Homo-Befreiungsbewegung als auch in der Frauenbewegung zunehmend marginalisiert fühlten (vgl. Jagose 2005, S. 62), entwickelte sich Ende der 1970er Jahre ein eigener *lesbischer Feminismus* (vgl. Wortmann 2005, S. 20). Lesbischsein wurde darin eher als politische Haltung und weniger als eine sexuelle Orientierung gesehen (vgl. Jagose 2005, S. 66).

Durch eine konservative Wende von oppositioneller zu assimilatorischer Politik in den 1980er Jahren sollte Integration über Anti-Diskriminierung erreicht werden (vgl. Dobler/Rimmele 2008, S. 545). In einem *ethnischen Modell* homosexueller Identität werden die Community-Identität und der kulturelle Unterschied hervorgehoben mit dem Ziel, Gleichheit für marginalisierte Minderheiten zu erreichen (vgl. Jagose 2005, S. 78f.). Statt Widerstand gegen Gesellschaftsstrukturen richtet sich die Aufmerksamkeit von Lesben und Schwulen mehr auf konkrete Veränderungen auf lokaler Ebene,

was als Entpolitisierung kritisiert wurde (vgl. Jagose 2005, S. 81 f.). „In Anlehnung an den Grundsatz der Bürgerrechtsbewegung ‚gleichwertig, aber anders‘ verstand sich das ethnische Modell als Strategie zur Absicherung gleichen oder größeren rechtlichen Schutzes für Schwule oder Lesben, zum Aufbau sichtbarer und kommerzieller lesbischer und schwuler Communities in den Städten und zur Rechtfertigung ‚schwuler‘ und ‚lesbischer‘ Identitätskategorien“ (Jagose 2005, S. 82). Mit der Entwicklung von „gay liberation“ zu „gay rights“ (vgl. Claassen 2005, S. 81) geht eine naturalisierende Sicht auf Homosexualität einher (vgl. Jagose 2005, S. 84).

In den 1980er Jahren wurde Sexualität zudem Schauplatz der Verhandlungen gesellschaftlicher Krise und AIDS fungierte als Motor für ein neues Projekt identitätsübergreifender politischer Mobilisierung (vgl. Degele 2008, S. 51). Im Rahmen der AIDS-Krise der 1980er Jahre fand eine tendenzielle Verschiebung des Blicks von sexuellen Identitäten auf sexuelle Praktiken statt (vgl. Jagose 2005, S. 121). In den Blick rückten vor dem Hintergrund der Kritik an der Vorstellung eines einheitlichen lesbischen oder schwulen Subjekts (vgl. Jagose 2005, S. 84) zunehmend Unterschiede zwischen Lesben und Schwulen. Unterschiedliche Auffassungen zum Stellenwert von Sexualität mündeten in den lesbischen „sex wars“ (vgl. Jagose 2005, S. 85), womit Debatten um die Frauenfeindlichkeit von Pornographie und die politische Korrektheit von Sadomasochismus bezeichnet werden, die zur Desexualisierung des Lesbianismus führten (vgl. Degele 2008, S. 51 f.).

Die gleichzeitig einsetzende Ausdifferenzierung unterschiedlicher, auch freizeitorientierter Gruppen führte zur Subkultivierung der Bewegung, in der sich Kommerz und politische Anliegen zunehmend vermischen, was zu einer allgemeinen Entpolitisierung beiträgt (vgl. Dobler/Rimmele 2008, S. 547). Eine gemeinsame kollektive Identität von Lesben und Schwulen ist trotz zunehmender gemeinsamer Aktivitäten seit Mitte der 1990er Jahre „allenfalls im Entstehen begriffen“ (Dobler/Rimmele 2008, S. 542).

In der Lesben- und Schwulenbewegung galt Identität als notwendige Voraussetzung effektiven (identitäts)politischen Handelns. In Anlehnung an ein poststrukturalistisches Verständnis von Identität als provisorisch und kontingent und dem Bewusstsein über die Begrenztheit von Identitätskategorien im Rahmen politischer Repräsentation entwickelte sich *queer* zur einer neuen Form persönlicher Selbstbezeichnung und politischer Organisation mit Distanz zu Identifikationsmustern (vgl. Jagose 2005, S. 101 f.). Genschel und andere (2005b, S. 187) verweisen auf den geringen Stellenwert von Identitätspolitik in Deutschland im Vergleich zu den USA wegen eines geringeren Ausmaßes an Homophobie, weshalb in Deutschland queer eher Synonym für die Zusammenarbeit von Lesben und Schwulen sowie „politische[r] Dissidenten im Feld sexualpolitischer Kämpfe“ (Genschel et al. 2005b, S. 189) ist. Besonders für Lesben wurde queer attraktiv, da

viele mit separatistischen Organisationsformen unzufrieden waren und sie sich für Differenzen innerhalb der lesbischen Szene interessierten (vgl. Genschel et al. 2005b, S. 191f.).

Der Erfolg von Schwulen- und Lesbenbewegung lässt sich an den Veränderungen seit Ende der 1990er Jahre ablesen, die Lesben und Schwulen erstmals verbriefte Rechte eingebracht haben (vgl. Dobler/Rimmele 2008, S. 556). Politische Maßnahmen im Bereich der Homosexualität sind also häufig erst eine Folge entsprechender Forderungen von sozialen Bewegungen, wie das Beispiel der eingetragenen Lebenspartnerschaft zeigt. Auf individueller Ebene erfordert eine homosexuelle Identität immer auch eine Auseinandersetzung mit und Positionierung zu Aktivitäten der sozialen Bewegungen.

Im Gegensatz dazu handelt es sich bei *Alter(n)* um eine Thematik, die Gegenstand zahlreicher politischer Debatten und Maßnahmen ist, ohne jedoch von einer entsprechenden sozialen Bewegung repräsentiert oder begleitet zu werden. Ansätze einer sozialen Bewegung finden sich in der Selbsthilfeorganisation „Senioren Schutzbund – Graue Panther e.V.“, die in den 1970er und 1980er Jahren aktiv war und aus der heraus die (erfolglose) politische Partei der „Grauen“ entstand (vgl. dazu Goerres 2011). Der Befund Graefes (2010, S. 50), dass „das Phänomen Altersidentität als diskrete Erfahrungskategorie nicht existiert“ (Graefe 2010, S. 50), steht der auf sozialen Identitäten basierenden Konstituierung einer sozialen Altenbewegung entgegen. Das Lebensalter stellt keine dafür konstitutive Gemeinsamkeit dar. „Einstweilen verläuft der Kampf um Anerkennung der älteren Menschen über die diskursive (weniger vielleicht praktische) Imitation des Lebens der Anderen, das heißt der Nichtalten. [...] Zumindest birgt jede Förderung von Autonomie und Eigenverantwortung, so instrumentell sie auch sein mag, ein subversives Potenzial, das zumal in einer gesellschaftlichen Gruppe, die arm an Anerkennungsressourcen ist, sukzessive gedeihen könnte“ (van Dyk/Lessenich 2010, S. 14), um so sozialen Wandel „von unten“ zu begünstigen. Das Fehlen einer politisierten sozialen Identität als alter Mensch unter den Bedingungen der Assimilation führt dazu, dass die Voraussetzung für das Entstehen einer sozialen Altenbewegung fehlt, die wiederum Altersidentitäten befördern würde.

2.4 Mikro-Ebene: Identität und Stigma

Identität bezeichnet das Verhältnis von Selbst- und Fremdwahrnehmung, das Gefühl, wer man ist und wie man sich selbst begreift (vgl. Sowarka/Au 2008, S. 8), und ist damit einer der zentralen Grundbegriffe sowohl psychologischer als auch soziologischer Forschung und Theoriebildung im 20.

Jahrhundert (vgl. Straub 1998, S. 73).¹¹ Mikrosoziologisch fußen Identitätstheorien vor allem auf dem symbolischen Interaktionismus von Erving Goffman (1963/1975) oder George H. Mead (1934/1973). Identität umfasst sowohl personale als auch soziale Identität. Personale Identität ist im Sinne von Erikson (vgl. Straub 1998, S. 75) „das Bewusstsein eines Menschen von seiner eigenen Kontinuität über die Zeit hinweg und die Vorstellung einer gewissen Kohärenz seiner Person. Mit ‚sozialer‘ oder ‚kollektiver Identität‘ hingegen werden ‚Identifizierungen‘ von Menschen untereinander benannt, also eine Vorstellung von Gleichheit oder Gleichartigkeit mit anderen“ (Wagner 1998, S. 45f.). Menschen definieren sich also über die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und Kategorien, an denen sie ihre Identität festmachen (vgl. Assmann/Friese 1998, S. 12). Soziale Identitäten, von denen mehrere nebeneinander existieren, können lebenslang sein (wie zum Beispiel in der Regel Geschlecht) oder sich verändern (zum Beispiel bezogen auf Beruf und Hobby) (vgl. Donaldson 1990, S. 573f.). Soziale Handlungsfähigkeit setzt personale Identität voraus, die auf Kollektivkonstruktionen sozialer Identität Bezug nimmt (vgl. Wagner 1998, S. 60; Graefe 2010, S. 43) und aus Interaktionen resultiert (vgl. Rosenfeld 1999, S. 122).

Bei Identitäten handelt es sich also um nichts Gegebenes, vielmehr ist die Kohärenz und „Kontinuität des situations- und lebensgeschichtlichen Selbsterlebens“ (Hurrelmann 1998, S. 169) eine soziale Konstruktion (vgl. Winker/Degele 2009, S. 20). „Die Frage nach der Auffassung von der Kontinuität und Kohärenz der Person verweist auf die Biographie, den Lebenslauf“ (Wagner 1998, S. 69). Eine prozessuale Sichtweise auf Identität impliziert ihre konstitutive Verzeitlichung. Identitäten würden damit selbst altern, verstanden als Veränderung der Subjekte innerhalb der Zeit (vgl. Graefe 2010, S. 43; Hettlage 2000). Identitätsbildung ist daher ein kumulativer und lebenslanger Prozess (vgl. Sowarka/Au 2008, S. 9) und findet in komplexen, machtvormittelten gesellschaftlichen Verhältnissen statt, die durch Ressourcen, Entfaltungsmöglichkeiten, Handlungsspielräume und Selbstkonzepte systematisch vorstrukturiert werden (vgl. Graefe 2010, S. 51), was in psychologischen Identitätsmodellen häufig unzureichend berücksichtigt wird. Postmodern gilt Identität als fragmentiert, pluralistisch und im Wandel begriffen (vgl. Degele 2008, S. 108; Eickelpasch/Rademacher 2004, S. 6f.). Dies bedeutet, dass sich innerhalb einzelner Identitätskategorien die jeweiligen Konfigurationen vervielfältigen. Identitäten setzen sich also aus unterschiedlichen, auch widersprüchlichen, kontextabhängigen Positionierungen zusammen (vgl. Winker/Degele 2009, S. 82f.).

11 Einen Überblick über verschiedene identitätstheoretische Ansätze geben Abels (2006), Eickelpasch und Rademacher (2004) sowie Jörisen und Zirfas (2010).

Grundlegende Annahme des sozialen Interaktionismus ist, dass Individuen ihr Selbstbild in und durch soziale Interaktionen konstruieren. Identitäten sind das Ergebnis sozialen Handelns und basieren im Sinne eines *doing difference* auf zirkulären Prozessen zwischen Darstellern und Betrachtern (vgl. Winker/Degele 2009, S. 20), einer „dynamische[n] Interaktion zwischen einem sozialen und einem personalen Identitätsanteil [Berger/Luckmann 1980]. Die biographische Entwicklung und Veränderung der Identität beruht entsprechend auf einem lebenslangen und altersphasenabhängigen Wechselspiel zwischen gesellschaftlichen und individuellen Zuschreibungsprozessen“ (Amrhein/Backes 2008, S. 383). Aus konstruktivistischer Sicht müssen vermeintlich naturgegebene, aber sozial konstruierte Identitätskategorien rekonstruiert und Struktur- in Prozesskategorien transformiert werden (vgl. Degele 2008, S. 94).

Der Aufschwung der traditionsreichen Diskussion über Identität geht in den letzten Jahren einher mit Kritik am Identitätskonzept (vgl. Hall 2004, S. 167) in den diskurstheoretischen und dekonstruktivistisch geprägten Cultural, Postcolonial und Queer Studies, der Geschlechter- und Ungleichheitsforschung sowie poststrukturalistischen Theorieströmungen. Identität wird dabei verstanden als „Ergebnis sozialer Adressierungen und Normierungen, die individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit zugleich ermöglichen und begrenzen. Identität erscheint so nicht als ein von der äußeren sozialen Welt unterscheidbares ‚Inneres‘, sondern als Modus der Vergesellschaftung des individuellen Selbst“ (Graefe 2010, S. 41 f.).

Identitäten, die auf Geschlecht, Homosexualität oder Alter basieren, werden aus poststrukturalistischer, auf Foucault Bezug nehmender Perspektive also durch Machtverhältnisse konstituiert, indem Identität durch Ausschluss und die Schaffung einer Hierarchie zwischen zwei Polen zustande kommt (vgl. Degele 2008, S. 102; Graefe 2010, S. 42; Jagose 2005, S. 103). Während der erste Begriff nicht gekennzeichnete Essentialität darstellt, wird der zweite, markierte Begriff auf eine Ausnahme reduziert (vgl. Hall 2004, S. 172). Dies gilt sowohl für die Pole Mann/Frau und Hetero-/Homosexualität als auch für jung/alt. Bei diesen Hierarchisierungen binär organisierter und identitätsrelevanter Kategorien handelt es sich um multiple Prozesse, die sich stufenförmig fortsetzen und dadurch auch Ausschlüsse bei Ausgeschlossenen produzieren. Erklären lassen sich damit Hierarchisierungsprozesse zum Beispiel bei Schwulen, die ältere Schwule als Ältere ausschließen, und bei Älteren, die ältere Schwule als Schwule ausschließen. Identität wird dabei vor allem von den ausgegrenzten Gruppen thematisiert, während hegemoniale Gruppen zu einem Universalitätsanspruch neigen (vgl. Wagner 1998, S. 49 f.; Graefe 2010, S. 42; Jagose 2005, S. 103). Identitätsarbeit verteilt sich gesamtgesellschaftlich ungleich, da deviante Identitätsbildungen die Norm ständig bewältigen und bestätigen müssen (vgl. Genschel et

al. 2005b, S. 175f.). Erschwerend kommen fehlende positive Rollenmodelle, gesellschaftliche Abwertungen und institutionelle Benachteiligungen hinzu (vgl. Wahler/Gabbay 1997, S. 3).

Identität definiert sich also poststrukturalistisch über Differenzen zum konstitutiven Anderen (vgl. Wagner 1998, S. 56f.; Hall 2004, S. 171), hergestellt über Grenzziehung und Gegensatzbildung (vgl. Assmann/Friese 1998, S. 23), häufig unter Rückgriff auf Naturalisierungen (vgl. Winker/Degele 2009, S. 62). Homosexualität und Alter erscheinen so als naturgegebene Identitätskategorien (vgl. Sowarka/Au 2008, S. 8). Allerdings werden vermeintlich natürliche Kennzeichen der Person nicht zwangsläufig zu identitätsrelevanten Kategorien (vgl. Wagner 1998, S. 58f.). Identitätskategorien haben nicht nur deskriptiven, sondern auch normativen und damit ausschließenden Charakter (vgl. Winker/Degele 2009, S. 81). Sowohl für Alter als auch für Homosexualität sind Normen wirksam, die sowohl Abweichung als auch Konformität erzeugen (vgl. Goffman 1963/1975, S. 157ff.). „Versagen oder Erfolg beim Aufrechterhalten solcher Normen haben einen sehr direkten Effekt auf die psychologische Integrität des Individuums“ (Goffman 1963/1975, S. 158). Was auf individueller Ebene zur Verminderung von Unsicherheiten beitragen kann, stabilisiert also auf gesellschaftlicher Ebene ein umfassendes Differenzsystem (vgl. Winker/Degele 2009, S. 61). Charakteristisch für poststrukturalistische Ansätze ist der intrinsische Verweisungszusammenhang, in dem personale und soziale Identitäten gesehen werden, was sie als heuristisch untrennbar erscheinen lässt. Der Intersektionalitätsansatz verweist auf die Verschränkung unterschiedlicher Kategorien sozialer Ungleichheit auf Identitätsebene, deren Relevanz je nach Interaktionskontext variiert (vgl. Degele 2008, S. 98; Winker/Degele 2009, S. 59).¹²

Kritisiert wird an poststrukturalistischen Ansätzen, dass die Annahme der Herausbildung von Subjektpositionen innerhalb von Diskursen weniger darüber aussagt, warum bestimmte Individuen bestimmte Subjektpositionen einnehmen und nicht andere (vgl. Hall 2004, S. 183). Problematisch ist zudem die postulierte Überwindung des Identitätsbegriffs (vgl. Straub 1998,

12 Neben der altersbezogenen, sexuellen und geschlechtlichen Identität, die hier im Zentrum der Betrachtung stehen, spielen auch andere Identitätsaspekte eine Rolle, die interagieren mit diesen Aspekten, insbesondere Ethnizität und Klasse. Aus Gründen der Komplexitätsreduktion und empirischen Bewältigbarkeit können diese jedoch nicht systematisch in die Analysen einfließen. „Bereits vor einem Jahrhundert wies ein Soziologe der ersten Stunde, nämlich Georg Simmel (1968), darauf hin, dass eine Beschreibung auf der Ebene interaktiv hergestellter Identitäten umso aussagekräftiger wird, je genauer sich ein Individuum im Schnittfeld verschiedener Kategorien positionieren lässt“ (Winker/Degele 2009, S. 59).

S. 81f.). Durch ihren Fokus auf die subjektkonstituierenden Wirkungen von Diskursen, Normen und Institutionen sowie den für jede Identitätsbildung konstitutiven Ausschluss des jeweils „Anderen“ in hegemonialen Normen, politischen Leitbildern und kollektiven Mythen werden Individuen und ihre Interaktionen tendenziell vernachlässigt (vgl. Graefe 2010, S. 42; Jagose 2005, S. 103).

Im Folgenden werden homosexuelle und Altersidentitäten sowie deren „Beschädigung“ durch Stigmatisierung näher beleuchtet.

2.4.1 Homosexuelle Identitäten

Auf individueller Ebene beeinflussen sich historisch verändernde gesellschaftliche Rahmenbedingungen homosexuelle Identitäten (vgl. Lautmann 2002, S. 392 ff.). Identitätskonstruktionen von lesbischen Frauen und schwulen Männern hängen somit davon ab, „in welchem zeitlichen und sozialen Kontext und in welcher sozialen Position diese Identität gelebt wird, und worauf und unter welchen kulturell variablen Bedingungen Identitäten als historisch sedimentierte Konstrukte reagieren und mit welchem politischen Interesse sie verbunden sind“ (Soine 2000, S. 195; vgl. Halperin 1990, S. 46). Die gesellschaftlich vorherrschenden Deutungsmuster, theoretischen und politischen Positionen prägen und steuern damit die individuelle Interpretation von sexuellem Begehren und sexuellen Handlungen, die identitätsbildend wirken, wenn sie in einen sinnhaften biographischen Zusammenhang gebracht werden (vgl. Hutter 2000, S. 141 ff.). Makrosoziologische Erscheinungen der Strukturebene wirken sich damit auf die Identitätsebene aus, vermittelt über historisch differierende Erscheinungsformen lesbischer und schwuler sozialer Bewegungen. Dadurch bedingte interindividuelle Variation geht einher mit intraindividuellen Variation als Funktion von Entwicklung und Erfahrung (vgl. Wahler/Gabbay 1997, S. 2). Sich im Laufe des Coming-outs entwickelnde Identität kann somit im weiteren Lebensverlauf Modifikationen erfahren.

Versuche, Homosexualität kausal zu erklären, beziehen sich meist auf gleichgeschlechtliches sexuelles Verhalten und können nicht auf kontextabhängige, sozial konstruierte homosexuelle Identitäten übertragen werden. Allgemeiner Konsens ist, dass homosexuelles Verhalten nicht monokausal mit „Alles-oder-nichts-Hypothesen“ (Fiedler 2004, S. 83) erklärt werden kann, sondern Resultat komplexer Wechselwirkungen zwischen Biologie, psychosozialer Entwicklung und Umweltfaktoren ist (vgl. Fiedler 2004, S. 83; Wahler/Gabbay 1997, S. 2; zusammenfassend Köllner 2001, S. 220 ff.). Sozialwissenschaftliche Ansätze zur Erklärung von Homosexualität lassen sich in der Gegenüberstellung von Essentialismus und Konstruktivismus